

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.



**Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.
(StuDeO)**

侨居东亚生活资料集

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31

Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42

juristische Personen € 75

Konto des StuDeO Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFT
Kontoführung: Carl Friedrich, Schatzmeister

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments
(*Adresse geändert*) in the form of checks – made out to Franz T. Geyling /
StuDeO – to Franz T. Geyling, PhD

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** an die Schriftführerin Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth / Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterinnen Renate Jährling oder ***

Impressum

HERAUSGEBER
Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-Infos erscheinen dreimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 1. März / 1. August / 1. November
Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau,
z.Hd. von Renate Jährling.

Titelbild – Nach der Serigraphie „Tokyo, Imperial Court Dancemaster, „Prince Ling““ (53 x 35 cm) von Emma Bormann (1887-1974), die von 1953 bis 1974 in Japan lebte. Näheres hierzu und zu Leben und Werk der Künstlerin in Inga Strebs Beitrag auf S. 7-12 in diesem Heft.

(***) **Hinweis:** der Klurname des Autors
erscheint nur in der Druckausgabe

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE
Archiv-Sammelstelle
Renate Jährling

SCHATZMEISTER
Carl Friedrich

SCHRIFTFÜHRERIN
Karin Bolognino

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

SONDERAUFGABEN
Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI
Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA
Pastor Reinhard Gilster

Liebe Freunde und Mitglieder des StuDeO!

Sie halten das Dezemberheft 2005 in Händen, das wiederum eine Fülle verschiedener Aspekte des deutschen Lebens in Ostasien beleuchtet. Ich hoffe, Sie alle finden etwas darin, das Sie besonders interessiert, und wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre.

Unser verstorbener Ehrenvorsitzender, Pastor Wolfgang Müller, pflegte vor der Gründung des Vereins zu Weihnachten einen Rundbrief an alle ihm bekannten Adressen ehemaliger Ostasiendeutscher zu richten. Im Verfolg dieser Tradition haben wir bisher das Dezemberheft an alle uns bekannten Adressen verschickt, auch wenn es sich dabei nicht nur um Mitglieder oder Förderer von StuDeO handelt. Das bedingt freilich mehr als eine Verdoppelung der Auflage und erhebliche Versandkosten. Da diese Empfänger nichts zum Vereinsleben beisteuern, weder Geld, Materialien noch Hilfe, hat der Vorstand nunmehr einmütig beschlossen, die erweiterte Aussendung in diesem Jahr zum letzten Male durchzuführen.

Sofern Sie zu diesem Empfängerkreis gehören, bitte ich Sie sehr herzlich zu prüfen, ob Sie dem StuDeO nicht als Mitglied beitreten wollen, um so regelmäßig drei StuDeO-Hefte pro Jahr zu erhalten. Angesichts des sehr moderaten Beitrages von nur 20 € im Jahr für Einzelpersonen respektive 27 € für Ehepaare dürfte diese Entscheidung eigentlich nicht allzu schwer fallen. Wir würden uns jedenfalls über ein Zeichen des Interesses und des Engagements Ihrerseits sehr freuen. Je größer unser Kreis wird, um so mehr verschiedene Ziele können wir verfolgen.*

In diesem Sinne grüße ich Sie sehr herzlich und wünsche Ihnen und Ihren Familien ein gesegnetes Weihnachtsfest und viel Glück und Erfolg im Neuen Jahr.

Ihr Dieter Lorenz-Meyer

* Den Exemplaren, die für den angesprochenen Empfängerkreis bestimmt sind, liegt ein farbiger Zettel mit meiner Zuschrift bei, die ich Sie herzlich bitte - wenn irgend möglich, positiv - zu berücksichtigen.



Schüler aus sämtlichen Klassen der Deutschen Schule Tientsin führen zu Weihnachten 1938, dem ersten, das Pastor Wolfgang Müller dort begeht, das Märchenspiel „Die Zwergenpost“ auf. Lehrer hatten es einstudiert und, wie man sieht, hübsch ausgestattet. Sogar das prächtige Bühnenbild hatte einer von ihnen geschaffen.

Die Weihnachtsbotschaft „Geschichte einer Schatzsuche“

Zur Weihnacht und zur Jahreswende möchte ich unseren Leserinnen und Lesern diese Geschichte erzählen, die Geschichte einer Schatzsuche:

Ein armer Mann glaubte im Schlaf eine erstaunliche Botschaft zu vernehmen. Eine Stimme ließ ihn wissen, unter dem zweiten Pfeiler der alten Brücke in Prag liege seit langem ein Schatz verborgen.

Der Mann war zwar trostbedürftig, aber durchaus bei Trost. So nahm er den Traum ernst, machte sich nach dem Erwachen reisefertig, kratzte sein bißchen Geld zusammen und begab sich auf den weiten Weg nach Prag. Dort bekam er die Erlaubnis, unter dem Pfeiler zu graben (den Verkehr behinderte das ja nicht).

Der Effekt jedoch war und blieb, wie ihn der Brückenwärter vorausgesehen hatte: Kies, Kies und nichts als Kies. Bis der Mann ihm den Traum, den er gehabt hatte, samt Botschaft erzählte, und der antwortete: „Auf so etwas fällt Ihr herein? Auch ich habe einmal im Traum eine Stimme gehört, die mir erzählte, in einer Stadt weit weg – der Brückenwärter nannte jetzt genau den Ort, woher der Mann gekommen war – warte ein Schatz auf mich, noch viel bequemer als unter einem Brückenpfeiler, nämlich in meinem Haus, unter meinem Ofen dort, den ich gerade anheize. – Meint Ihr, ich sei deshalb hingefahren, hätte den Unsinn geglaubt?!“

Der Brückenwärter hatte zweifellos recht, und selbst der schlichte Kiesgräber gab ihm recht – nicht zuletzt hatte ihn der Name seines Heimatortes und seine genaue Adresse dazu bewogen, die der Wärter ebenfalls genannt hatte, beiläufig und ahnungslos.

Der enttäuschte Schatzsucher schämte sich vor seinem vernünftigerweise zu Hause gebliebenen Gesprächspartner. Und so zog er ernüchtert ab. Als der Miniatur-Don Quichote in seiner Klitsche angelangt war, hungrig und frierend, fand er kein Brennholz mehr, um seinen Ofen anzuheizen. Er riß darum – jetzt war ja alles gleich! – den Fußboden auf, um sich etwas zum Feuern zu verschaffen, und fand nun – endlich seinen Schatz. Damit endet die Geschichte, die das Goethe-Wort zu bestätigen

scheint: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah.“

Der Mann hätte die Sache zweifellos einfacher haben können. Aber die Frage hinter jener von dem Philosophen Ernst Bloch überlieferten Geschichte lautet: War die Reise nach Prag denn wirklich umsonst? Sind nicht etwa viele Einsichten und mancher Gewinn auf Umwegen, die uns von unserem Ziel zu entfernen schienen – denken wir nur an unsere Jahre in Asien – erlangt worden? Und rechnen wir überhaupt noch mit Schätzen?

Von einem Geschenk, von einem Schatz spricht auch die Weihnachtsbotschaft. Menschen erkennen vor dem Kind in der Krippe mit fassungslosem Staunen: „Aber das ist doch ... das ist doch das, was wir uns schon immer gewünscht haben, worauf wir immer schon gewartet haben!“

Ob es uns heute wohl ähnlich ergehen kann wie den Menschen damals? Daß wir freudig zusammenzucken, weil es uns plötzlich wie Schuppen von den Augen fällt und wir die Zuwendung und Menschlichkeit Gottes erblicken können im Kind in der Krippe? Ob es wohl an unseren Augen liegt, wenn wir das nicht so ohne weiteres sehen können? Und ob wir das ein Stück weit wieder lernen können, dieses freudige Entdecken: „Das ist genau das, was ich schon so lange gesucht habe!“

Vielleicht geben uns unsere Aufenthalte an „entlegener Stelle“ – in fremden Ländern, in der Begegnung mit fremden Kulturen, fremden Religionen – einen Hinweis auf diesen Schatz, so daß wir auf diese Weise den Schlüssel zu dem finden, was „zu Hause“ auf uns wartet.

Unsere Geschichte läßt freilich nicht nur nach Prag reisen. Sie hebt auch die Dielen im Hause des Bewohners hoch und auf – ein Umweg auch hier, eine Einladung, sich beschenken und überraschen zu lassen.

Mit allen guten Wünschen zur Weihnacht und zum Neuen Jahr bin ich
Ihr Reinhard Gilster



Vita mutatur, non tollitur.

Das Leben wird verwandelt, nicht genommen. (Kirchengebet)

Peter Crome	18.12.2003	65 Jahre
Rudolf Schreck	13.03.2004	73 Jahre
Hans Wechsel	28.04.2004	91 Jahre
Leo Kröger	Aug. 2004	92 Jahre
Bruno Frinke	06.08.2004	77 Jahre
Gisella Hudec geb. Meyer	20.11.2004	102 Jahre
Ingrid von Brockhausen geb. Funck	04.12.2004	79 Jahre
Dr. med. Ernst Leopold	10.12.2004	84 Jahre
Dr. med. Helmut Kleye	24.12.2004	88 Jahre
Dr. Harold Sauer	30.12.2004	etwa 81 Jahre
Grete Wüst	30.12.2004	95 Jahre
Grete Ludewig geb. Buse	Dez. 2004	100 Jahre
Günther von Frowein	11.01.2005	92 Jahre
Stefanie Tritthart geb. Verhovsek	29.01.2005	99 Jahre
Meli Schaale geb. Fronius	25.02.2005	82 Jahre
Karin Melchior	28.02.2005	67 Jahre
Prof. Dr. Fritz Maass	12.03.2005	95 Jahre
Trudy Schürer geb. von Trotha	13.03.2005	85 Jahre
Marie-Anne Lückenhaus	29.03.2005	99 Jahre
Oleg Börstling	März 2005	69 Jahre
Helmut Eggert	07.04.2005	83 Jahre
Gisela Wittig	07.04.2005	77 Jahre
Klaus Swoboda	23.04.2005	65 Jahre
Brünnhilde Lahrmann	27.04.2005	79 Jahre
Lothar Schwarzenburg	12.05.2005	70 Jahre
Irmgard Ruck geb. Lisske	22.05.2005	90 Jahre
Irmtraut Wittig	07.06.2005	84 Jahre
Dr. Edward J. Arndt	17.07.2005	95 Jahre
Elfriede Böhler geb. Krull	30.07.2005	100 Jahre
Luise Fömpe geb. Burkart	12.09.2005	90 Jahre
Erna Haesloop geb. Funke	27.09.2005	90 Jahre
Ernst W. Ruck	12.10.2005	83 Jahre
Marianne Schäfer geb. Böcher	17.10.2005	95 Jahre
Reinhold Holzapfel	04.11.2005	95 Jahre

Das StuDeO gratuliert sehr herzlich seinen Mitgliedern und Freunden, die im Jahre 2005, hochbetagt, ihren Geburtstag begehen konnten, und wünscht ihnen alles erdenklich Gute.

100 und mehr Jahre alt wurde:

Irene Noll, Weinheim 104 Jahre

90 und mehr Jahre alt wurden:

Lothar Biller, Isernhagen 98 Jahre
 Gustav Steenken, Hamburg 97 Jahre
 Ilse Vornhecke-Husmann, Versmold 97 Jahre
 Ruth Weiß, Beijing/China 97 Jahre
 Kurt Zöllner, Bonn 97 Jahre
 Ursula Bareuther-Nitze, Stuttgart 96 Jahre
 Rolf A. Blume, Montclair/USA 96 Jahre
 Claus Correns, Tutzing 96 Jahre
 Gustav A. Favorke, Bühl 96 Jahre
 Eleonore Orth-Menges, Hamburg 96 Jahre
 Erna Scheel-Kluge, Leland/USA 96 Jahre
 Edith Rasch, Weinböhla 95 Jahre
 Dora Reinhardt, Hamburg 95 Jahre
 Ruth Wilberg, Berlin 95 Jahre
 Walter Exner, Bad Wildungen 94 Jahre
 Emily Fabel, Hamburg 94 Jahre
 Margot Lenigk, bei San Francisco/USA 94 Jahre
 Rudolph Voll, Hongkong 94 Jahre
 Gottfried Weiß, Grünwald 94 Jahre
 Eva Coermann-Koops, Hamburg 93 Jahre
 Wolfgang Franke, Berlin 93 Jahre
 Walter Henn, Murnau 93 Jahre
 Ena Junkel, Los Angeles/USA 93 Jahre
 Richard Pasemann, München 93 Jahre
 Helmut Rothkegel, Somerset West/SA 93 Jahre
 Carl Bürger, Hamburg 92 Jahre
 Ilse Drebing-Frank, Schwetzingen 92 Jahre
 Maria Bruns-Wagenknecht, Immenhausen 91 Jahre
 Georg Hildebrandt, Wahlsburg 91 Jahre
 Ilse Martin Fang, Cambridge/USA 91 Jahre
 Ernst Reiner, Gummersbach 91 Jahre
 Albrecht Röhreke, Aumühle 91 Jahre
 Alec Siemssen, Wentorf 91 Jahre
 Anneliese Veit-Sachse, Frankfurt 91 Jahre
 Lola Westendorf-Parge, Hamburg 91 Jahre
 Hertha Wölcken-Gipperich, Alfeld 91 Jahre
 Alfred Zerneck, München 91 Jahre
 Hermann Basel, Bergisch-Gladbach 90 Jahre

Albert Frank, Marl 90 Jahre
 Ursula Frese-Berg, Wedel 90 Jahre
 Edith Heinisch-Lindmeyer, Berlin 90 Jahre
 Ursula Jensen, Hamburg 90 Jahre
 Uwe Jensen, Hamburg 90 Jahre
 Gretel Krüer-Reitzig, Bremen 90 Jahre
 Ursula Marshall-Grohmann, Aumühle 90 Jahre
 Helene Sonntag-Triebe, Allambie-H./Aus 90 Jahre
 Max Tiefenbacher, Aumühle 90 Jahre
 Erwin Wickert, Remagen 90 Jahre

85 und mehr Jahre alt wurden:

Lotte Arnt, Wetzlar 89 Jahre
 Berta Kleimenhagen-Steybe, Stuttgart 89 Jahre
 Ma Tsie, Passau 89 Jahre
 Maria Wichmann-Redlich, Aachen 89 Jahre
 Barbara Pasemann-Gerngroß, München 88 Jahre
 Hilda Zensen-Grahner, Bornheim 88 Jahre
 Werner Busse, Berlin 87 Jahre
 Ursula Correns-Vischer, Tutzing 87 Jahre
 Barney Egan, Oberwart/Österreich 87 Jahre
 Gerda Ehrhardt-Sachse, Gera 87 Jahre
 Elinor Hoffmann-Göldner, Neapel 87 Jahre
 Gisela Krüger/Laudien, Oldenburg 87 Jahre
 Ruth Küther-Klein, Hemmoor 87 Jahre
 Irma Müller-Dübgen, Hamburg 87 Jahre
 Hellmut Kallina, Seibersdorf 87 Jahre
 Herta Reiner, Gummersbach 87 Jahre
 Elisabeth Zanker, Marbach 87 Jahre
 Walter Dello, Sault Ste. Marie/Kanada 86 Jahre
 Gretel von Frowein-Klein, München 86 Jahre
 Vera Katzenberger-Bader, Baldham 86 Jahre
 Carolina Kiessling, Koblenz 86 Jahre
 Werner Kiessling, Koblenz 86 Jahre
 Cäci Netolitzky-Egan, München 86 Jahre
 Erika Stähle-Wittig, Ludwigsburg 86 Jahre
 Ernst Zander, Eckernförde 86 Jahre
 Wolfgang de Beauclair, Englewood/USA 85 Jahre
 Helga Becker, Fellbach 85 Jahre
 Hanna Busse, Berlin 85 Jahre
 Elisabeth Huwer, Berchtesgaden 85 Jahre
 Elsie Margaret Kiesow, Ludwigshafen 85 Jahre

Emma Bormann

Eine österreichische Künstlerin „auf großer Fahrt“ zwischen Ost und West

Inga Streb

Die farbige Serigraphie „Tokyo, Imperial Court Dancemaster, ‚Prince Ling‘“ (53 x 35cm) auf dem Titelblatt ist ein Werk von Emma Bormann.

Im Mittelpunkt des Bildes zieht die dynamische Gebärdensprache des Tänzers im leuchtend roten Gewand alle Aufmerksamkeit auf sich: In der erhobenen Rechten schwingt er die Peitsche; Oberkörper und Kopf folgen der Schlagrichtung nach oben. Hinter der hölzernen Gesichtsmaske funkeln die Augen. Auch Nase, Mund und Kinn scheinen ein Eigenleben zu führen. Die Beine sind zu einem weiten Schritt gespreizt. Nur das rote Geländer, das den Tanzplatz eingrenzt, scheint den Tänzer noch daran zu hindern, in den Zuschauerraum zu stürmen.

Doch die drei Zuschauerinnen vor der Bühne lassen sich von diesem Bewegungsdrang nicht anstecken. Wie kompakte, unbewegliche Figuren knien sie in der traditionellen Sitzhaltung der japanischen Frauen mit untergeschlagenen Beinen auf den Sitzkissen und lassen den Blick des Betrachters fast ungehindert zu dem Tänzer eilen.

Dieser Gegensatz von kraftgeladener, theatralischer Aktivität und gelassener, geradezu kontemplativer Ruhe wird noch durch die Farbgebung verstärkt. Den strahlenden Rottönen des Kostüms stehen das gedämpfte Blau, Braun und Grün der Kimonos gegenüber.

Beide „Parteien“ stehen sich durch die Absenz von jeglicher Licht- und Schattenmodellierung quasi in zwei Flächen gegenüber. Die exaltierte Körperbewegung des Tänzers ist in eine eindimensionale graphische Linien- und Flächenstruktur umgesetzt, und auch bei den Frauen ist auf eine Gestaltung der Binnenform verzichtet worden. Wie irritierend, daß trotz dieser Flächigkeit eine solche Spannung entsteht!

*

Emma Bormann zeigt hier eine Szene aus den Hof-tänzen (Bugaku) des japanischen Kaiserhofs, die von der kaiserlichen Hofmusik (Gagaku) begleitet werden. Die Musik und die Mehrzahl der Tänze wurden seit etwa dem 7. Jahrhundert größtenteils vom asiatischen Festland übernommen, und neben

den japanisierten Formen sind auch heute noch die chinesischen Elemente ein wesentliches Merkmal dieser traditionellen Hofmusik.¹ Das Hoforchester und die Tänzer haben früher ausschließlich den Kaiserhof unterhalten. Heute ist an wenigen Tagen im Jahr auch die Öffentlichkeit eingeladen.

Das Blatt gehört zu einer Serie von neun Serigraphien „Imperial court dancers“. Der Zusatz „Prince Ling“ verweist auf eine Überlieferung aus dem 6. Jahrhundert. Danach soll der chinesische Prinz Lan-ling derart feine und zarte Gesichtszüge besessen haben, daß er sie auf seinen Kriegszügen hinter einer furchterregenden Maske verbergen mußte, um seine Feinde erschrecken zu können.² In diesem speziellen Tanz werden die kriegerischen Erfolge des Prinzen dargestellt.

Ob die Frauen so gelassen zuschauen, weil sie hinter der martialischen Maske die zarten Gesichtszüge des Prinzen Lan-ling erkennen? Diese Frage läßt sich heute nicht mehr klären, wohl aber eine andere, die Künstlerin betreffend: Wie kommt eine Österreicherin dazu, solche ausgefallenen Themen aus China und Japan für ihre künstlerische Arbeit zu wählen?

Notizen zu Biographie und Werk von Emma Bormann

Emma Bormann wurde am 29. Juni 1887 in Wien geboren und wuchs in einem familiären Umfeld auf, das von wissenschaftlicher Forschung und fortschrittlichen Erziehungsgrundsätzen geprägt war. Ihr Vater war der bedeutende Inschriftenforscher Professor Eugen Bormann. Unter seinem

¹ Nur bei den „chinesischen“ Tänzen wie dem hier dargestellten werden Masken getragen. Vgl. Hammitzsch, Horst (Hrsg.), Japan Handbuch, Wiesbaden 1981: „Gagaku“, S. 1202-1208; „Bugaku“, S. 1815-1819.

² Gimm, Martin, Das Yüeh-fu tsa-lu des Tuan An-chieh. Studien zur Geschichte von Musik, Schauspiel und Tanz in der T'ang-Dynastie, Wiesbaden 1966.

Wegner, Irene, Die Schminkmasken der Peking Oper. Untersuchung zu ihren Ursprüngen, den Gestaltungsregeln und deren möglichen Einflußfaktoren, München 1996.

Einfluß entschied sie sich wohl auch für ein Studium der Frühgeschichte und Germanistik, das sie 1917 mit der Promotion abschloß. Sie war eine der wenigen „studierten“ Frauen ihrer Zeit, und daß auch ihre beiden Schwestern ihre Universitätsstudien erfolgreich beendeten, war für die damalige Zeit fast schon eine Sensation.

Auf einer Studienfahrt nach Italien und Tunis im Jahr 1914 lernt sie den berühmten österreichischen Maler Oskar Laske kennen, beginnt unter seinem Einfluß ihre Reiseeindrücke zu skizzieren und entdeckt jetzt plötzlich ihre Begabung für die graphischen Künste. In den folgenden drei Jahren studiert sie gleichzeitig auch an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien insbesondere Kupferstich und Lithographie bei Ludwig Michalek und kann auch an ersten Gruppenausstellungen teilnehmen.

Unmittelbar nach der Promotion und dem Tod des Vaters „flieht“ sie 1917 nach München an die Kunstgewerbeschule, wo sie bereits nach ihrem ersten Studiensemester als Lehrerin für Holzdruck, Lithographie und Radierung angestellt wird. 1918 macht sie ihre ersten Holzschnitte.

Nach drei Jahren kehrt sie in das Haus ihrer Eltern nach Klosterneuburg zurück und unternimmt ab 1924 zahlreiche Reisen in fast alle europäischen Länder. Schon als Jugendliche hatte sie ihren Vater auf seinen Studienreisen zu den griechischen und römischen Altertümern begleitet und dabei gelernt, eine geradezu spartanische, nur auf die wissenschaftliche Arbeit fixierte Lebensweise zu akzeptieren. Ihre eigenen Reisen sind von dieser Erfahrung geformt. Sie stehen unter dem Motto „Sehen – Beobachten – Skizzieren“. Worte wie „Vergnügen“, „Bequemlichkeit“ oder gar „Luxus“ sind nicht nur in ihren frühen, wirtschaftlich unsicheren Jahren geradezu undenkbar. Emma Bormann reist, um neue Eindrücke aufzuzeichnen und diese Studien dann nach ihrer Rückkehr zu Holz- oder Lino-leumschnitten, zu Radierungen, Lithographien, Aquarellen oder Ölbildern zu verarbeiten. Die Reisekosten versucht sie durch den Verkauf ihrer Bilder und Publikationen und durch Berichte für Zeitungen und Zeitschriften zu decken. Auch nachdem sie 1925 den Arzt Dr. Eugen Milch geheiratet hat und im folgenden Jahr Lektorin für Zeichnen an der Universität Wien wird, bleibt das Reisen für sie unverzichtbar. „Mobilität und künstlerische Kreativität“ waren ihr die Voraussetzungen für ein erfülltes Künstler-Leben.

1936 läßt Emma Bormann zum ersten Mal Europa weit hinter sich und besucht Amerika. Zu diesem Zeitpunkt hat sie ihre Reputation als Künstlerin durch einen steten Strom erstklassiger Arbeiten, insbesondere durch ihre schwarzweißen und farbi-

gen Holzschnitte, sicher aufgebaut und in zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen auch im Ausland hohe Anerkennung gefunden. Ein Kritiker aus Buffalo, New York, schreibt 1930 bewundernd und auch etwas überrascht: „Her prints are executed with extraordinary vigor and precision... You would not think ... that they were produced by a woman as they are so fiercely definite, so lacking in tenderness of mere elegance.“

Ihre Bilder – vor allem ihre Holzschnitte – sind in vielen namhaften öffentlichen Sammlungen zu finden wie beispielsweise in der Albertina in Wien, dem British Museum in London, dem Metropolitan Museum of Art in New York oder der Library of Congress in Washington D.C. In den späteren Jahren folgen weltweit noch die Museen in Sydney, Tokyo, Yokohama und in zahlreichen anderen Städten.

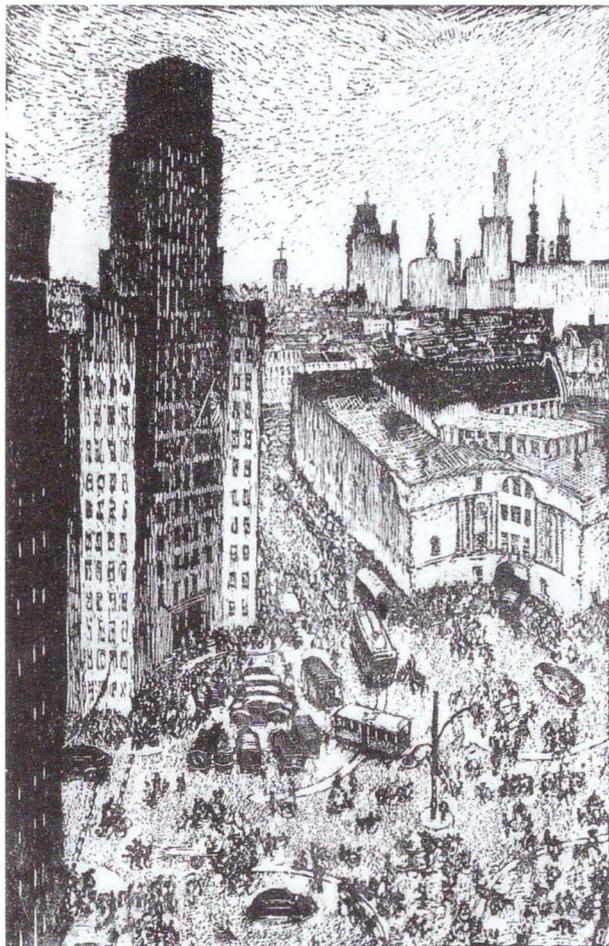
Das Jahr 1940 bringt einen grundsätzlichen Richtungswechsel nach Osten. Emma Bormann läßt sich von der Universität beurlauben und geht mit ihrem Mann und ihren beiden kleinen Töchtern nach China. In den folgenden zehn Jahren stellt sie sich der Konfrontation mit einer ihr völlig fremden Kultur – und versucht, sie auf immer neuen Entdeckungsreisen zu verstehen. Die künstlerische Ausbeute ist groß: Ein vorläufiges Werkverzeichnis³ für China listet 89 Holzschnitte und 32 Ölbilder auf. Die Themenschwerpunkte sind die gleichen wie bei ihren „westlichen“ Arbeiten: Landschaften, Städte, Straßenszenen und Architekturdenkmäler. Menschen erscheinen als Schattenrisse oder in größerer Anzahl als „Gewimmel“. Es gibt keine Porträts in ihrem Hauptwerk. – Und es gibt auch keine Bilder, die das „Gesicht“ der beiden Weltkriege, die sie durchlebte, zeigen.

*

Der Schwarzweiß-Druck „Shanghai, Foochow Road“ (49,3 x 31,8 cm) ist geradezu ein Musterbeispiel ihrer Sicht- und Vorgehensweise. 1947 zeigt sie dieses Bild fast gleichzeitig in zwei Einzelausstellungen in Shanghai und Washington. Die zeitgenössischen Kritiker sind begeistert und geraten ins Schwärmen: „The artist depicts ... scenes of city streets and houses, cathedrals, temples, pago-

³ Die Quellen für diesen Aufsatz sind die entsprechenden Eintragungen in verschiedenen allgemeinen und speziellen Künstler-Lexika und das Buch „Emma Bormann“, Tokyo 1991. Weiteres Material wie Vorträge, Rezensionen, Bilder und persönliche Dokumente wurden freundlicherweise zum größten Teil von Frau Uta Schreck, ihrer in Tokyo lebenden Tochter, zur Verfügung gestellt. So auch diese vorläufige Werkliste der Arbeiten über China.

das as well as country scenes, Chinese farmhouses and huts, bridges, waterways and ships, market scenes of Shanghai, Peiping, Hongkong and Hangchow. Crowds of people in the streets and groups and multitudes of buildings ... in our big towns are some of the principal motivations, by which the artist acquires suggestive power. Consequently she is able to demonstrate the vitality and activity of life as much as to shape the face of ... monumental buildings with such concentration and so far unknown aspects, that one forgets the material and only feels the ideas of the builders.”⁴



„Shanghai, Foochow Road“

Die „The Shanghai Evening Post and Mercury“ kommentiert die Ausstellung in Washington⁵: „Dr. Bormann in her prints combines a rare sense of details with an artistic execution of the general impression striking the observer at a casual glance. Her interpretation of a teeming city and its build-

⁴ China Daily Tribune, 19.01.1947, S.8. Ausstellungsort war der American Bookshop, Nanking Road.

⁵ The Shanghai Evening Post and Mercury, 05.07.1947. Ausstellungsort war das Smithsonian Institution, United States National Museum, Washington D.C.

ings, crowds, traffic and the stream of moving humanity are exemplary portrayed.”

Zwei Jahre später faßt F. Sturmvoll⁶ die Bedeutung ihrer chinesischen Bilder und ihre Arbeitsweise noch einmal zusammen: „Emma Bormann has translated her perception of reality into works of art. That, inspite of all outer differences in form and fancy, the artist has been able to penetrate to the universal element in Chinese landscape, art and human behaviour patterns, and not, as so many others, reproduced the bizarre and picaresque surface of showy Chinoiserie, testifies to her intuitive understanding and also to the maturity of her mind.“ In einem Vergleich mit dem Raumkonzept in der chinesischen Malerei: „Though Dr. Bormann adheres to the fundamental principles of perspective of western art, there is a marked tendency ... to view the part from the angle of totality.“ Und: „With all her warm-hearted sympathy for, and sincere belief in humanity, she likes to remain aloof and look at the world from an elevated viewpoint. – Upon arriving at a place for the first time she immediately would search for the highest look-out available.“

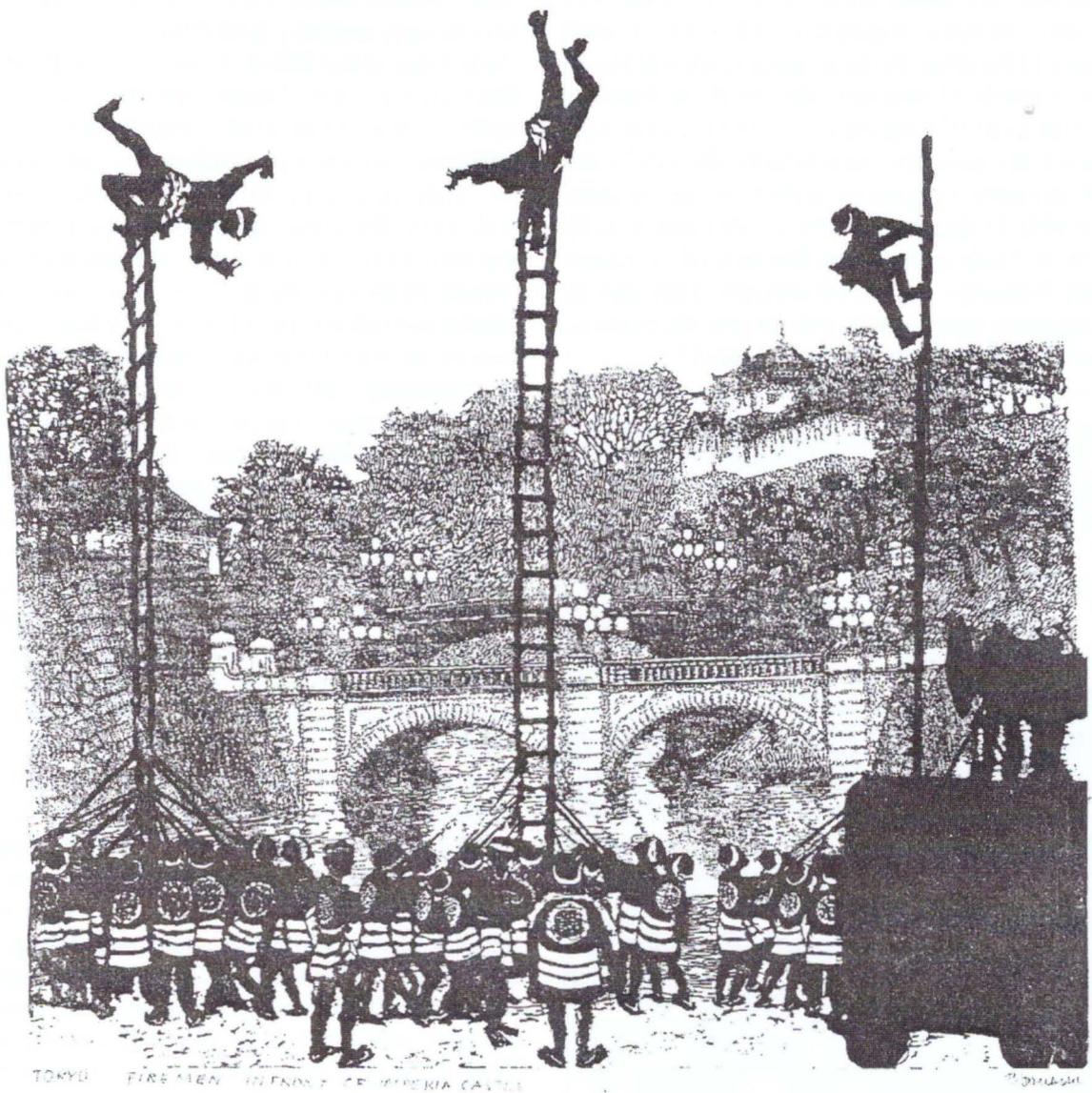
Emma Bormann drückt ihre Vorliebe für die extreme Aufsicht aus der Vogelperspektive auf ihre Art aus: Sie will nicht nur ein Panorama wiedergeben, das auch eine Fotokamera auf einem Bild einfangen könnte, sondern in einem weiten Rundumblick, quasi mit einem wandernden Auge, ihre eigene Sicht – auch jenseits der Realität – verwirklichen. Durch diese sichtbar gemachte Spannung zwischen Realität und Anschauung, zwischen dem Objektiven und dem Subjektiven, haben ihre Bilder, auch wenn sie allzu bekannte Orte zeigen, nie die glatte Schönheit von Ansichtskarten.

*

1953 verläßt Emma Bormann China und kehrt über Japan, Hawaii und die USA nach Europa zurück. Im selben Jahr wird in Wien ihre Ausstellung „Auf großer Fahrt“ eröffnet, doch zur Vernissage ist sie schon nicht mehr im Land, sondern wieder auf dem Weg nach Osten, diesmal nach Japan. Schon damals haben die Rezensenten nicht versäumt, auf die unübersehbare Parallelität dieses Ausstellungstitels zu ihrem Lebensrhythmus hinzuweisen.

Für die nächsten zwanzig Jahre ist Tokyo ihr Standquartier. Hier lebt sie mit der Familie ihrer älteren Tochter – und reist: Durch Japan und andere Länder des Fernen Ostens, zu ihrer jüngeren

⁶ Sturmvoll, F., Dr. Emma Bormann, the artist and her work, Vortrag gehalten am 19.08.1949, in: SACA Series (Sino-Austrian Cultural Association, Nanking) 1949, S.1-11.



TOKYO FIREMEN IN FRONT OF IMPERIAL PALACE

„Tokyo, Firemen in Front of Imperial Palace“

Tochter nach Riverside (Kalifornien) und immer wieder nach Europa.

Die Japan-Zeit ist noch einmal eine wichtige Schaffensperiode, obwohl ihr Asthma-Leiden und auch das fortschreitende Alter immer mehr Rücksicht erfordern.

*

Das Blatt „Tokyo, Firemen in Front of Imperial Palace“ (52,3 x 52,3 cm) ist sicherlich das populärste unter den Japan-Bildern⁷ und gehört zu den Schwarzweiß-Drucken,⁸ die in fast alle oben genannten Sammlungen aufgenommen sind. Der japanische Titel „Dezomeshiki“ (Das erste Aus-

rücken) erklärt das Geschehen: Jedes Jahr am 6. Januar ziehen die Tokyoter Feuerwehr-Brigaden in ihren alten, traditionellen Uniformen in einer farbenprächtigen Parade durch die Stadt zum Kaiserpalast. Hier, vor den berühmten „Zweifachen Brücken“ (Nijūbashi) zeigen sie dann einem stauenden Publikum ihre wahrhaft begeisternde, akrobatische Geschicklichkeit, die zu Zeiten der fast alltäglichen Feuersbrünste über Leben und Tod entscheiden konnte.

Es ist eine fröhliche Szene, und man hört fast den Beifall der Zuschauer, wenn eine besonders waghalsige Figur, wie etwa der „Wimpel“ (fukinagashi; links) auf der Leiterspitze gelungen ist. Diese „Momentaufnahme“ zeigt auch Emma Bormanns Humor – und ein bißchen auch ihre immer wieder

⁷ Das Motiv „Firemen“ ist in ähnlicher Form auch als blau-weiß-beige Serigraphie bearbeitet.

⁸ Wie „Rockefeller Center, New York“, „Hofloge der Wiener Oper“, „Peking, Temple of Heaven“, „Inneres

von San Marco in Venedig“ oder „Universität in Groningen“.

attestierter auffallende Begabung für das Grotteske, die sie in ihren Skibüchern⁹ so genußvoll demonstriert.

Die scherenschnittartigen, expressiven Silhouetten der Männer im Vordergrund stehen im harten Kontrast zu dem räumlich viel differenzierter gestalteten und in zarterem Grauton gedruckten Hintergrund. (Das Motiv der „Nijūbashi“ ist in identischer Komposition und gleicher Bildbreite auch als Einzelblatt bearbeitet.) Der Aufbau des Bildes zeigt die bei Emma Bormann vorherrschende Tendenz, den Bildraum mit einer kleinteilig angelegten, minutiös informativen Vielzahl von Menschen und Dingen zu füllen und dabei diese Vielzahl zu einem dekorativen Flächenmuster zu ordnen. Die Vorbildfunktion von Oskar Laske wird hier sichtbar.

*

In einem weiteren, allgemeineren Rahmen – nicht nur auf dieses Blatt bezogen – kann man die anderen Einflüsse auf ihre künstlerische Entwicklung am besten unter der Prämisse „ja, ... aber“ in einigen Schwerpunkten auflisten: Die graphischen Arbeiten von Dürer und Rembrandt, die von der europäischen Vedute hergeleitete Bildsicht auf Stadträume und Landschaften, das „zwinkernde“ Auge der Impressionisten, die realistische, dekorative Graphik des Jugendstils und nicht zuletzt der Expressionismus. Die weite Spanne ihrer Vorbilder und Anreger umfaßt jedoch nicht nur die der europäischen Kunstgeschichte, sondern auch die aus China und Japan.

In den „Japonismus“-Ausstellungen in Wien hatte Emma Bormann bereits das Raumkonzept und die Bildsicht in den japanischen Farbholzschnitten kennengelernt und diese Kenntnisse später vor Ort vertieft: So beispielsweise den Kontrast von Leere und Fülle, das An- und Ausschneiden der Objekte oder die Vernachlässigung des Mittelraums durch die Kombination von extremer Nahsicht und Fernsicht. Auch das bereits oben zur Flächenhaftigkeit des Titelbilds und zu ihren chinesischen Bildern Gesagte gehört in diesen Einflußbereich.

Aber – ihr schon sehr früh entwickelter eigener Stil, d.h. ihre atmosphärische und dekorative Handschrift, die sich durch einen teilweise raffinierten und vielseitigen Einsatz graphischer Techniken auszeichnet, ist von diesen Einflüssen zwar modifiziert, aber nie grundlegend verändert worden. Ein Großteil der Bilder von Emma Bormann ist nicht

⁹ Bormann, Emma, Skibuch, Wien 1922 und 1937 (Gesellschaft für vervielfältigende Kunst und Selbstverlag). Auch der Text mit lustigen Versen stammt von ihr selbst.

signiert, und auf die Frage danach antwortet sie: „Mein Stil ist meine Unterschrift.“

Sehr viele Bilder sind auch nicht datiert oder als Edition numeriert. Es gibt zwei Gründe dafür. Zum einen hat sich Emma Bormann trotz aller Ausstellungen und Bildverkäufe grundsätzlich nicht als professionelle, kommerzielle Künstlerin betrachtet. Und zum anderen hat sie alle Arbeitsgänge des Holzschnitts vom Entwurf über das Schneiden bis zum Drucken selbst durchgeführt und sich deshalb wegen des hohen Arbeits- und Zeitaufwandes meist auf wenige Blätter beschränkt. Insbesondere in ihren späteren Jahren, als die Formate ihrer Holzschnitte immer größer und ihre körperliche Belastbarkeit immer geringer wurde, war das mühselige Durchreiben der Farben mit einem Elfenbeinstiel – oder auch schon einmal mit einem Schuhlöffel – eine große Anstrengung.

Als die „Österreichische Musikzeitschrift“ das berühmte „Der große Saal des Wiener Konzerthauses“, unerlaubt und noch dazu als „Radierung“ bezeichnet, für ihr Titelblatt verwendet, schreibt sie an den Herausgeber:¹⁰

„Ich freue mich sehr, daß man mein Bild als Titelblatt genommen hat, und fühle mich sehr geehrt. Ich möchte nur korrigieren: Der Druck ist keine Radierung, sondern ein Holzschnitt auf Birnbaumlangholz geschnitten. Außer zwei in der Staatsdruckerei von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst bestellten Auflagen habe ich alle meine Schnitte selbst gedruckt, das heißt: mit dem Falzbein durchgerieben. Es existieren deshalb von meinen vielen Graphiken nur wenige gedruckte Exemplare. Da es in diesem Heft nicht erwähnt wird, dürfte ich Sie fragen, woher Sie dieses Bild haben. Als Honorar erbitte ich mir den Druckstock. ...“

*



Emma Bormann bei der Arbeit, um 1971

Quelle: StuDeO-Fotothek P5120

¹⁰ Leicht gekürzt aus dem handschriftlichen Entwurf des Briefes von 1963; vgl. Anm.3.

Am 28. Dezember 1974 stirbt Emma Bormann im Alter von 87 Jahren in Riverside. Ihr Tod hat jedoch keinen Einfluß auf ihre Ausstrahlung als Künstlerin. Hauptsächlich in Österreich, Japan, den U.S.A. und gerade auch wieder in China werden ihre Arbeiten weiterhin in großen Ausstellungen gezeigt und ihre Bilder als Buchillustrationen geschätzt.

1991 veröffentlichte Uta Schreck eine Künstlerbiographie ihrer Mutter unter dem Titel „Emma Bormann“.¹¹ Die 241 Abbildungen (etwa die Hälfte ihrer Arbeiten) zeigen hauptsächlich monochrome und farbige Holzschnitte und daneben auch einige Serigraphien, Zeichnungen und Ölbilder. Das Buch gibt nicht nur einen guten Überblick

¹¹ Publiziert von Shuichi Abe, Emma Bormann, Tokyo 1991, 160 S.

über die Reise- und Kunst-Stationen eines erfüllten Künstler-Lebens, sondern es ist vor allem ein Schatzhaus ihrer wunderbaren Städtebilder, die hier aus Platzgründen nicht abgebildet werden können.

Am 23. Januar 2006 wird in der Jugendstil-Postsparkasse in Wien, Georg Coch Platz 2, anlässlich des „China-Österreich-Jahrs 2006“ vom Bundespräsidenten Dr. Heinz Fischer eine etwa zweiwöchige Ausstellung mit Werken von Emma Bormann eröffnet. Österreich feiert damit eine große Künstlerin – und gibt uns allen die Möglichkeit, die in China und Japan wohlbekannte Redewendung „einmal sehen ist besser als hundertmal hören“¹² in die Tat umzusetzen.

¹² Bai jian bu ru yi jian (chin.), Hyakubun wa ikken ni shikazu (jap.).

„Gottes wundersame Wege“

Die Autobiographie von E. L. Arndt

Edward J. Arndt¹

Als mein Vater Rev. E. L. Arndt seine Autobiographie verfaßte, gab er ihr den Titel „Gottes Wunderwerke“ (engl. Titel: „God’s Wonderful Ways“), weil sein ganzes Leben, so seine Begründung, ein Beleg für die wundersamen Wege war, auf denen Gott sich um ihn kümmerte, genau so wie Er sich um alle wahren Christen kümmerte.

Im Juni dieses Jahres (1984) präsentierte ich dem Concordia Historical Institute das Original der Autobiographie Rev. Arndts, geschrieben in Gabelsberger Kurzschrift, die Transkription des Originals in deutsche Langschrift und meine englische Übersetzung.

Dieser Bericht berührt weniger die Autobiographie selbst, sondern eher die außergewöhnliche Chronologie der Ereignisse, die letzten Endes in der Juni-Präsentation an Dr. Suelflow gipfelten. Selbst in dieser Geschichte sind ausgeprägte Anzeichen von „Gottes wundersamen Wegen“ zu finden. Das

¹ Zuerst publiziert unter dem Titel „God’s Wonderful Ways. The Autobiography of E. L. Arndt“ in: Concordia Historical Institute Quarterly, Vol. 57, No. 4, Winter 1984. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Jährling. Die Redaktion dankt dem Concordia Historical Institute, Department of Archives and History, The Lutheran Church–Missouri Synod, St. Louis, MO 63105 für die Freundlichkeit, den Aufsatz zur Verfügung zu stellen und die Druckgenehmigung zu erteilen.

früheste außergewöhnliche Ereignis fand 1926 statt, als ich in der Tertia des Concordia College in Ft. Wayne keine so guten Leistungen brachte. Von 1921 an war ich in den Vereinigten Staaten im Concordia College mir selbst überlassen und hatte offenkundig das Interesse am Unterricht verloren. Bezeichnenderweise gab mein Vater mir die ganze Schuld an dem bedauerlichen Zustand, weil ich es dazu hatte kommen lassen. Und so empfahl er mir, in den langen Sommerferien – nachdem ich genug Geld zum Lebensunterhalt verdient hatte – die verbleibende Zeit auf meine Studien zu verwenden, um das nachzuholen, was ich während des Schuljahres zu lernen versäumt hatte. Weil er spürte, daß ich psychische Probleme haben könnte, schlug er mir nebenbei vor, elf Lieder, die er auflistete, auswendig zu lernen – es handelte sich um „Trostlieder“, die ich täglich mittags singen sollte, wenn ich durch den Wald spazieren gehe. Meine Schwester Agnes, die größeres Verständnis für mich aufbrachte, schlug eine andere Lösung vor: Sie schickte mir genügend Geld, damit ich nach China heimkehren und ein Jahr lang mit der Familie zusammen leben konnte. Sie hatte das nicht mit meinem Vater abgesprochen, sondern handelte auf eigene Faust.

Mein Vater und ich trafen uns in Shanghai. Er war auf dem Wege in die Vereinigten Staaten, um die

Dauer seines Einsatzes auf dem Missionsfeld zu regeln. Ich hatte die naive Vorstellung, ein Jahr lang meine Schulausbildung zu unterbrechen, um das Familienleben zu genießen. Zu diesem Zeitpunkt konnte niemand voraussehen, was das Jahr 1926/1927 für China bringen sollte: den Marsch der nationalchinesischen Armeen nordwärts, die Konzentration der Kommunisten in Hankow (*dem Wohnort der Familie Arndt*), die Spaltung und die blutige Auseinandersetzung der beiden Kontrahenten und letztendlich die Aufgabe der Britischen Konzession in Hankow, was schließlich dazu führte, daß alle Ausländer gezwungen waren, das Land zu verlassen, und es das Ende der China Mission bedeutete.

Auch während ich Augenzeuge dieser weltbewegenden Ereignisse war, blieb das Verhältnis zu meinem Vater gespannt. Er wollte nichts davon hören, daß ich ein Jahr meiner Ausbildung verliere. Er schwang sich zu meinem einzigen Lehrer auf. Und so machte ich die außergewöhnliche Erfahrung, die Sekunda im Ausland zu absolvieren. Als ich 1927 nach Ft. Wayne zurückkehrte, rückte ich unter Vorbehalt in die Prima auf und durchlief die Klasse mit Erfolg. Ich möchte nicht leichtfertig erscheinen, wenn ich dieses gute Ende für einen von „Gottes wundersamen Wegen“ halte.

Im Verlaufe meines ersten Studienjahrs am Seminar in St. Louis rief mich Prof. Arndt zu sich in sein Büro und teilte mir mit, daß mein Vater im Schlaf verschieden sei.

Als ich mein letztes Jahr am Seminar erreicht hatte, riet mir mein weiser Bruder und Berater Karl dringend, den religionswissenschaftlichen Bachelor anzustreben. Das erforderte, zusätzliche Kurse zu belegen und eine Dissertation anzufertigen. Da ich kurz zuvor in China gewesen war und mir bewußt war, daß dort eine große Veränderung stattgefunden hat, wählte ich als Thema meiner Dissertation „Die Geschichte der China Mission“. In der Bibliothek war nur wenig Material vorhanden, und so war ich überwiegend auf Dokumente angewiesen, die mir mein Bruder Paul schickte, der als Geistlicher insoweit sachkundiger war als die anderen Arndt-Brüder. Ich glaube, damals zum ersten Mal die Autobiographie meines Vaters gesehen zu haben. Ich konnte sie aber nicht lesen, da sie in deutscher Kurzschrift geschrieben war. Mein Tutor war Prof. Polack, unter anderem Herausgeber des „Concordia Historical Institute Quarterly“. Er ermunterte mich, eine Kurzfassung meiner Dissertation vorzulegen.

Viele Jahre gingen vorüber, und unser Land wurde in den Zweiten Weltkrieg verwickelt. Ich trat in die U.S. Marine ein und wurde schließlich in Princeton

und Stanford zum Military Government Officer ausgebildet. Nachdem ich in dieser Funktion in Japan gedient hatte, trat ich in Deutschland in das OMGUS („Office of Military Government United States“) ein.

In Berlin machte ich die Bekanntschaft von Robert Baker, einem ungewöhnlichen Chief Warrant Officer. Er hatte seinem Land in Guadalcanal mit Auszeichnung gedient und wurde schwer verwundet, weigerte sich aber, den Dienst zu quittieren. Er konnte kein Wort deutsch, schaffte es aber, eine ganze Schublade voller kostbarer Edelsteine zu erwerben, und beschäftigte ganztägig einen Goldschmied mit der Anfertigung von Fassungen für seine Juwelen. Seine Uniformknöpfe waren aus purem Gold. Er schätzte außerdem Waffen, besonders Gewehre, Schußwaffen und Pistolen mit schönen Einlegearbeiten.

Eines Tages schlug er vor, nach Ansbach zu fahren. Er hatte ein eigenes Auto mit Fahrer. Er brauchte einen Übersetzer, um eine neue „Inspiration“ vorzustellen. Wir trafen uns mit dem Polizeichef, dem ich Bobs Entwürfe vorführte.

Irgendwie bestätigten sich bei dieser Gelegenheit wieder „Gottes wundersame Wege“. Ich fragte den Polizeichef, ob er Vertriebene kenne – damals als „displaced persons“ bezeichnet –, die mit der Gabelsberger Kurzschrift vertraut sein könnten. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wieso ich damals die Autobiographie meines Vaters nach Deutschland mitgenommen hatte. In jener Zeit der Besatzung versuchte die deutsche Polizei, wirklich hilfsbereit zu sein. Nach wenigen Tagen traf ein Brief ein. Ein Kenner der Gabelsberger Kurzschrift war in einem nahegelegenen Lager mit Flüchtlingen aus dem Sudetenland gefunden worden, der auch bereit war, sich an die Arbeit zu machen.

Eine Vereinbarung war schnell getroffen. Ich übergab ihm die Autobiographie meines Vaters. Als die Transkription bei mir eintraf, war sie mit Bleistift auf der Rückseite von gedruckten Munitionsausgabeformularen der U.S. Militärregierung geschrieben, die zweifellos von einem freundlichen Polizisten, der Zugang zu solchen Formularen hatte, zur Verfügung gestellt worden waren. Gibt es unter meinen Lesern Zweifler, die „Gottes wundersame Wege“ in Frage stellen würden?

Mein Bruder Karl war in jener Zeit bei der Abteilung für Kirchliche Angelegenheiten bei der Militärregierung in Stuttgart tätig. Damals stellten wir erstmals fest, was mein Vater in seiner Autobiographie eigentlich geschrieben hatte – unsere Familiengeschichte. Karl fand eine kompetente deutsche Schreibkraft, und zu Weihnachten 1949 schenkte er allen Familienmitgliedern ein maschinenge-

schriebenes Exemplar der Autobiographie unseres Vaters.

1970 habe ich eine Forschungsreise nach Europa unternommen, um die vielen Orte aufzusuchen, die in der Autobiographie meines Vaters erwähnt werden. Während seines ganzen Lebens hatte er umfangreiches Material über die Vorfahren der Familien Arndt und Salomon (die Familie meiner Mutter) zusammengetragen und es in seiner Autobiographie verarbeitet. Mein Vater hatte nie die Gelegenheit, Deutschland zu besuchen, und so habe ich diese Reise statt seiner unternommen.

In der Bukowina, wo mein Vater geboren wurde, konnte ich nichts erreichen. Dieses hügelige und schöne Land gehörte nun zu Polen und wurde von Polen bewohnt, die ihrerseits aus ihrer Heimat umgesiedelt worden waren. Alle Unterlagen waren zerstört und die Menschen feindselig eingestellt.

Die Erfahrung, die ich in Hanover, Kreis Minden (*gemeint wohl: Hannoverisch-Münden*) machte, woher die Familie Salomon stammt, waren genau entgegengesetzt. Hier offenbarten sich wieder einmal „Gottes wundersame Wege“. Ich lernte Herrn Brinkmann, den örtlichen „Heimatsbetreuer“ (den Stadtarchivar), kennen. Ich gab ihm eine Kopie der Autobiographie meines Vaters, und er machte sich sofort daran, allen Angaben in der Familiengeschichte nachzugehen. Unter anderem fand er heraus, daß ein Vorfahre der Salomons in der Chronik des Klosters Loccum 1680 als Leibeigener genannt wird. Ich habe die Ergebnisse seiner Untersuchungen zur Vervollständigung der Geschichte meines Vaters verwendet.

Dann versuchte ich, Kontakt mit Hankow in China

herzustellen. Darin hatte ich trotz wiederholter Bemühungen keinen Erfolg, bis ich schließlich 1981 nach Hankow gelangte, nur um feststellen zu müssen, daß alle Spuren meines Vaters beseitigt waren. Der gesamte internationale Friedhof war eingeebnet und zu einer Müllhalde geworden. Die vertrauten Orte, die mit den Arndts verbunden gewesen waren, haben sehr unter den Kommunisten in Polen und China gelitten.

Es gibt Zeiten, da frage ich mich, ob ich nicht ein Instrument von „Gottes wundersamen Wegen“ bin. Wie kann man es sich sonst erklären, daß eine in einer geheimen² Schrift, der Gabelsberger Kurzschrift, geschriebenen Autobiographie, die 55 Jahre lang (von 1929 bis 1984) um die ganze Welt gewandert ist, nun in einer englischen Übersetzung im Concordia Historical Institute gelesen werden kann?

² Diese Kurzschrift war keineswegs „geheim“. Sie ist die von dem Bayerischen Kanzlisten Franz Xaver Gabelsberger 1834 „erfundene“ erste deutsche Stenographie. Sie befand sich allerdings schon des längerem auf dem Rückzug, während sich die Kurzschriften Wilhelm Stolzes, vorgestellt 1841, und Ferdinand Schreys, vorgestellt 1887 (1897 zur damals geläufigen „Stolze-Schrey“ vereinigt) mehr und mehr durchsetzten. Abgelöst wurden alle drei schließlich von der 1922 entworfenen und 1924 für verbindlich erklärten Deutschen Einheitskurzschrift. – So gesehen, bleibt es ein wenig rätselhaft, weshalb Reverend Arndt die „Gabelsberger“, obwohl weithin überholt, für die Niederschrift seiner Autobiographie verwendete. Verblüffend auch, daß ausgerechnet ein heimatvertriebener Sudetendeutscher sie noch beherrschte; es muß ein recht alter Herr gewesen sein.

Small Talk*

Abends allein und einen alten Freund erzählen hören

1. Teil

Claus Correns

„Wenn ich auch viele Geschäfte mit Japanern machte, bin ich doch immer China-Deutscher geblieben. Ich habe aber keine persönlichen Freunde

unter den Chinesen, im Gegensatz zu Japanern, die sehr treue Freunde gewesen sind.“

Claus Correns, Tutzing, im September 2005

Mein Werdegang

3. September 1909

1928

1928-1929

1929-1931

geboren in der „Oberförsterei Jura“ in Wischwill (Ostpreußen)

Abitur am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin

Studium der Jurisprudenz und der Volkswirtschaft in Köln

Lehre zum Außenhandelskaufmann bei Arndt & Cohn, Hamburg

* Auszüge aus Claus Correns' im Selbstverlag 2004 unter demselben Titel erschienenen Erinnerungen,

ausgewählt und zusammengestellt von Renate Jährling.

1931-1932	Volontär bei Richter & Pickis, London – zum Erlernen des Englischen
August 1932-März 1933	arbeitslos
April 1933-Februar 1935	Angestellter bei Arndt & Cohn, Hamburg
9. März 1935	Ausreise nach China
1935-1939	Siemssen & Co., Tientsin – Leiter der Export-Abteilung
1939-1942	Siemssen & Co. – Leiter der Filialen Mukden, Hsinking, Harbin
1942-1945	Siemssen & Co. – Leiter der Filiale Tokyo
1945-März 1948	„Freibeuter“
1. April 1948	Gründung der Firma C. Correns & Co., Ltd. Tokyo und Osaka (jetzt: Correns Corporation)
Ende 1989	bei C. Correns & Co., Ltd. ausgeschieden

Mein beruflicher Lebenslauf erstreckt sich über sechzig Jahre. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, als ich nach China ging. Ich hatte eine der besten deutschen Schulen besucht und eine vorzügliche kaufmännische Ausbildung genossen, stellte aber fest, daß ich bei den damaligen Verhältnissen in Deutschland nicht weiterkommen konnte und irgendwann als „*underpaid clerk*“ mein Berufsleben beenden würde. Auch ging es mir gegen den Strich, von meinem Vater immer noch eine finanzielle Unterstützung erhalten zu müssen, da mein Gehalt nur 143,20 Mark netto betrug, was völlig unzureichend war, um in Hamburg leben zu können.

Mein Entschluß, auf gut Glück, d.h. ohne irgendwo angestellt zu sein, nach China aufzubrechen, entsprang also nicht wilder Abenteuerlust oder dem Drang nach heroischen Taten, sondern der nüchternen Erkenntnis, daß ich etwas Ungewöhnliches unternehmen müsse, wozu allerdings Selbstvertrauen nötig war.

Mein Vater kaufte mir für 78 £ Stlg. ein *one-way-ticket* für die Reise von Hamburg nach Shanghai. Weil ich wegen der Devisenbestimmungen nicht mehr als 110 RM von den deutschen Behörden genehmigt erhielt, lieh mir Dr. Hans Merenski 200 £ Stlg.

Ohne jemals ein Buch über China gelesen oder einen Atlas zu Rate gezogen zu haben, ging ich am 9. März 1935 an Bord der „Ramses“, eines dreißig Jahre alten Frachtdampfers der HAPAG, der zusätzlich für vierundzwanzig Passagiere eingerichtet war. Die „Ramses“ machte nur neun Knoten und hatte lange Liegezeiten in den Häfen, so daß wir Passagiere Landausflüge unternehmen konnten – immer wieder ein Erlebnis! Es gab wohl keinen größeren Hafen, den wir nicht anliefen: Suez, Colombo, Penang, Kuala Lumpur, Port Swettenham, Singapore, Manila und Hongkong, wo wir uns vieles ansehen konnten. Ich freute mich über jede Verzögerung, da ich nicht wußte, welches Schicksal vor mir lag, und keine zusätzlichen Kosten

anfielen. Ich mußte ja sparen, um das Trinkgeld für die Stewards aufbringen zu können.

Die Reise mit der „Ramses“, zumal ab Suez, war ein einmaliges Erlebnis. Die Ungewißheit meiner Zukunft ließ mich die Vorzüge der Gegenwart besonders stark empfinden. So verbrachte ich einen großen Teil der Nächte an Deck, um die Schönheit der Tropennacht, des Sternenhimmels und der goldenen Algen zu genießen, die das Schiff begleiteten. In den Wochen an Bord hatte ich das Gefühl bekommen, Teil des Ganzen zu sein, des Schiffes, der Mannschaft, der Passagiere, so daß es mir schließlich leid tat, mich davon trennen zu müssen. Es waren vielleicht die schönsten acht Wochen meines Lebens.



*Claus Correns an Bord der „Ramses“, 4. April 1935
Quelle: Claus Correns: Small Talk, S. 53*

In Shanghai wurde ich von meinem Hamburger Freund Hanns Bürgers in Empfang genommen. Er war dort bei der Firma Carlowitz & Co. angestellt, deren Senior-Chef sein Onkel Laurenz war. Carlowitz war wohl die bedeutendste deutsche Handelsfirma in China, mit vielen Filialen im Lande. Da Laurenz gerade auf Urlaub in Deutschland war, konnte Hanns Bürgers mich einladen, mit ihm vom 5. Mai bis zum 18. Juni 1935 in dessen Privathaus zu wohnen. Das war großartig, denn uns standen zwei Reitpferde und ein Schwimmbad zur Verfügung.

Hanns Bürgers führte mich bei seinen Bekannten und Freunden im Deutschen Club ein und nahm mich zu vielen Cocktailpartys mit, wo ich nahezu alle Chefs der deutschen China-Firmen kennenlernte. Obwohl sie untereinander Konkurrenten waren, machten sie sich gegenseitig auf mich aufmerksam, was ich sehr nett fand. Zunächst bekam ich durch Vermittlung von Baron Ungern-Sternberg einen Aushilfsjob bei Siemens, wo ich „Inventur machte“. Aber schon nach zwei Wochen verbesserte sich meine Situation; es hatte sich eine langfristige Möglichkeit für mich ergeben: Siemens & Co. war eine der führenden deutschen Handelsfirmen (gegründet in Kanton 1846) mit Hauptsitz in Hamburg und den danach wichtigsten Filialen in Shanghai und Tientsin. Ich meldete mich in Shanghai bei Herrn Struckmeier, dem Senior-Chef. Er sprach mit mir wie ein Vater und stellte mir die peinliche Frage, ob ich den *London Bristles Contract* kenne. Dieser Kontrakt betraf Schweineborsten, von denen jährlich einige tausend Kisten nach USA verschifft wurden. Ich sollte mich in der Ausführabteilung von Siemens & Co., Tientsin, hauptsächlich um ihren Verkauf kümmern. Ich glaubte, es sei eine Lebensfrage, und sagte die Unwahrheit, weil ich fürchtete, sonst keine Chance zu haben, angestellt zu werden. Als es zur Gehaltsfrage kam, erklärte sich Herr Struckmeier mit 350 Mex. \$ einverstanden. Er legte mir dann einen Vertragsentwurf vor, nach dem die Firma mir mit einer Frist von zwei Monaten kündigen konnte, ich aber eine sechsmonatige Kündigungsfrist einhalten sollte. Das wies ich zurück mit der Bemerkung, ich zeichnete keine ungleichen Verträge. Und so einigten wir uns dann auf gleichberechtigter Basis. Ich hatte allerhand riskiert, aber Erfolg damit gehabt. Und so begab ich mich dann auf die lange Bahnreise nach Tientsin in Nordchina, um den Job als Export-Manager bei Siemens & Co. anzutreten.

Daß ich wirklich Glück gehabt hatte, erfuhr ich erst später. Der Chef von Siemens & Co., Tientsin, war damals Werner Jannings, Bruder des berühmten Filmschauspielers Emil Jannings (bekannt vor

allem aus „Der blaue Engel“). Werner Jannings, der meines Wissens 1911 bei Siemssen & Co. begonnen hatte, war eine große Persönlichkeit, hochgeachtet von den Chinesen und ein sehr guter Akquisiteur; er besaß viel China-Erfahrung und eine gute Menschenkenntnis. Er war der geborene Unternehmer, ein Draufgänger, irgendwie ein Freibeuter, der seinen Untergebenen viel freie Hand ließ. Sogar Entscheidungen zu treffen, überließ er ihnen, wofür sie dann aber auch die Verantwortung zu übernehmen hatten. Er nahm es einem nicht übel, wenn einmal etwas nicht so gut wie erwartet ablief. Bei meiner Jugend und Unerfahrenheit schätzte ich diese seine Einstellung sehr.

Siemssen & Co.

译臣洋行 *Chan chen yang hang*

Tel. 30983, 30439, 31109, 30727 —

„Siemssen“

63 Taku Road, B. C.

Import und Export, Techn. Geschäft, Versicherung

Stammhaus: Hamburg

Niederlassungen: Shanghai, Peking, Taiyuanfu, Tsingtau, Canton, Hongkong, Hankow

Werner Jannings, Geschäftsführer, zeichnet die Firma

Karl Tidemann, zeichnet ppa.

Wilh. Rohnstock, Buchhaltung

Claus Correns, Export

Johs. Purucker, Export

Walter Mucks, Export

W. Scheel

W. Schoen, Import

R. Hanson, Chemikalien

W. Maass, Techn. Geschäft

M. Klose, Techn. Geschäft

H. Will, Buchhaltung

M. Ferber, Buchhaltung

Frau L. Tischbein, Privatsekretärin und Export

Frl. Fr. Malin, Chemikalien

Frl. M. Scholz, Techn. Geschäft

Aus: ADO 1935/36, Firmenverzeichnis Tientsin

Wie ich damals in China lebte, war mit der Situation, die ich in Deutschland zurückgelassen hatte, unvergleichbar. In den ersten zehn Jahren, die ich in China und Japan tätig war, verdiente ich zwar monatlich nicht mehr als 120 US \$, führte aber ein Leben, wie man es sich kaum erträumen kann. Ich war Mitglied dreier Clubs, besaß zwei Pferde, ritt Jagden mit, gewann sogar einmal ein Springen, spielte Tennis und ging auf die Jagd (auf Enten,

Hasen, Trappen). Mit Freunden bewohnte ich eine „europäische“ Villa. Wir hatten drei Dienstboten und bekamen häufig deutsche und internationale Gäste.

In Tientsin führten wir ein sehr harmonisches Leben, ganz international, wobei Chinesen allerdings nicht „dazu“ gehörten. Führend wie im Empire waren die Engländer, mit deren Offizieren wir unsere *paper hunts* ritten. Wir lebten in der englischen Konzession, genossen unausgesprochen den Schutz der Engländer und das „Gesicht“ des Weißen. Wenn wir etwas kaufen wollten, wurden wir nur danach gefragt, bei welcher Firma wir tätig seien, und erst am Monatsende mußten wir den von uns gezeichneten *chit* (Zettel) einlösen. Eine Übung, bei der man sich freilich gut unter Kontrolle haben mußte.

Es war ein angenehmes Leben für uns jungen Leute. Nur die Nächte waren meistens zu kurz, da wir morgens sehr früh unsere Pferde (Ponys) satteln mußten. Autos besaßen wir nicht, brauchten aber auch keine, da wir ja immer Rikschas zur Verfügung hatten. Gearbeitet haben wir hart, da die Konkurrenz unter den deutschen Firmen sehr stark war. Aber das persönliche Verhältnis untereinander war, bedingt durch den Sport, sehr freundschaftlich.

Als die japanische Armee im Juli 1937 an der Marco-Polo-Brücke in Peking den Krieg gegen China eröffnete, war das das Ende unseres ausgelassenen Lebens, das mitgemacht zu haben ich heute noch meinem Schicksal dankbar bin.

In den Jahren 1937/1938 wurde es immer klarer, daß die weltweite Entwicklung auf einen Krieg hindrängte. Die Beschaffung von Rohstoffen wurde für die späteren Achsenmächte immer dringlicher, und so belebte sich das Geschäft zwischen Deutschland und den Ländern China und Japan außerordentlich.

Die Wirtschaft der Mandschurei, von Tientsin aus gesehen jenseits der Großen Mauer, nahm unter der japanischen Verwaltung einen beträchtlichen Aufschwung. Als Käufer großer Mengen von Sojabohnen und Erdnüssen sowie aus politischen Gründen wurde Deutschland dessen größter Maschinenlieferant. Die von ihnen beherrschte Mandschurei nannten die Japaner damals bekanntlich Mandschukuo, wo sich der abgesetzte (chinesische) Kaiser Pu Yi nun als Kaiser Kang Teh von Japans Gnaden hatte einsetzen lassen.

Die Firma Siemssen & Co. hoffte, als Lieferant von Waffen und Maschinen aller Art (Eisenbahnmateriale, Walzwerke etc.) sich einen Teil des sehr interessant werdenden Importgeschäftes sichern zu können. Die Geschäftsleitung entschloß sich deshalb im März 1939, eine Mandschurei-Organisa-

tion in Mukden (Shenyang), Hsinking (Changchun) und Harbin einzurichten (Dairen unterstand Tientsin direkt), und übergab mir die Leitung. In Hinblick darauf, daß die Chinesen in der Mandschurei auf die Verwaltung keinen Einfluß hatten, mußte ich mich auf die japanische Mentalität einstellen, was mir erhebliche Schwierigkeiten bereitete. Wir in China lebenden Ausländer hatten ein sehr starkes Gefühl der Loyalität den Chinesen gegenüber. Jetzt änderte sich aber die Situation in Ostasien, die auf einen Krieg zwischen Japan und den USA zulief.

Während der drei Jahre, die ich in der Mandschurei tätig war, konnte ich keinen Gewinn für Siemssen & Co. erzielen, was sich aus der Kriegslage erklärt. Aber es gelang mir immerhin, die Unkosten für die gesamte Organisation der drei Filialen zu erwirtschaften.

In der Mandschurei zu leben war spannend, auch wenn die Lebensverhältnisse mit denen in Tientsin überhaupt nicht zu vergleichen waren. Ein gesellschaftliches Leben gab es nicht. Zu meinem Glück fand ich außerordentlich gebildete deutsche Freunde. Vier Monate im Jahr spielte ich Tennis. Die übrigen acht Monate ging ich auf die Jagd, die in dieser Wildnis einmalig interessant war.

In der Mandschurei traf ich zum ersten Mal hochgebildete, wirklich feine Japaner, die dort im Auftrag der Regierung in Tokyo den Aufbau des Kolonialsystems überwachen sollten. Sie sorgten für Ordnung und setzten dem Räuberunwesen ein Ende. Sie bauten auch die Schwerindustrie auf, verständlicherweise nur zugunsten Japans. Die Umgangsformen der Japaner, auch untereinander, sind sehr streng. In der Mandschurei ging es jedoch schon etwas freier zu. Man durfte vorsichtig sagen, was man meinte, ohne Anstoß zu erregen. Es war gut für mich, daß ich mich vor meiner Versetzung nach Japan 1942 noch drei Jahre an die etwas lockereren Umgangsformen gewöhnen konnte, denn sonst wären mir die 47 Jahre in Japan schwergefallen.

Die immer ernster werdende Kriegslage zwang die japanische Regierung, Entscheidungen über größere Investitionen in den vielen besetzten Gebieten konzentriert in Japan zu treffen. Für größere Anlagen, die von Siemssen & Co. im Küstenstreifen verkauft werden sollten, wurde es deshalb nötig, die Genehmigung bei den Behörden in Japan einzuholen, was normalerweise viel Zeit verschlang. Um die zeitraubenden Prozeduren abzukürzen, beschloß die Geschäftsleitung von Siemssen & Co., ein Büro in Tokyo zu eröffnen, das die Verbindung zu den Behörden an Ort und Stelle pflegen sollte. Man sah sich deshalb nach einem jüngeren

Manager um, für den Voraussetzung war, daß er Erfahrung in Geschäften mit Japanern mitbrachte, da sie bei uns China-Deutschen als besonders schwierig galten. Bei Siemssen & Co. kamen dafür nur Carl Löwenstein (Tsingtau) und ich in Frage. Jannings war sich unsicher, wen er nehmen sollte, weil er wußte, daß die Gestapo in Tokyo besonders scharf war. Ein Freund meinte daraufhin: „Der eine hat einen jüdischen Namen, der andere einen jüdischen Großvater. Nehmen Sie man den Correns.“ So wurde ich 1942 nach Tokyo versetzt, wo ich dann Leiter von Siemssen & Co., Tokyo, bis Kriegsende war. Demzufolge wurde ich nicht von den Russen in Mukden, sondern von den Amerikanern in Japan „befreit“. Über meine Tätigkeit bis Kriegsende zu berichten lohnt nicht: Die Lage verschlechterte sich von Tag zu Tag, und für die Firma konnte ich keinen kreativen Beitrag leisten. Als ich am 20. Juni 1935 meine Tätigkeit bei Siemssen & Co. antrat, hatte ich von dem, was ich kaufen und verkaufen sollte, keine Ahnung. Aber das machte nichts; man kann derlei ja lernen. Mich

unterstützte ein großer eingearbeiteter Stab, der mich einwies. Ich führe hier nur einiges, womit wir handelten, an:

Bei Siemssen & Co., Tientsin: Schweineborsten, gezogene Haare von Pferdeschwänzen, Menschenhaare, Aprikosenkerne, Walnußöl, Felle von Murmeltieren, Felle von Ziegenlämmern, Schafwolle, Kamelwolle, Lammwolle, Baumwolle, Produkte aus Ei, Kaschmir, Ziegenhäute. – Kompensationsgeschäfte China/ Deutschland.

Bei Siemssen & Co., Mukden: Schweineborsten, gezogene Haare von Pferdeschwänzen, Dachshaare, Schafwolle, Kaschmir, Hanf, Fohlenfelle, Huachiao (Gewürz), Honig.

Bei Siemssen & Co., Tokyo: Deutsche Handelsfirmen in Japan (wie in China) waren eingeschaltet in die Beschaffung von kriegswichtigen Rohmaterialien; Siemssen & Co. z.B. von Hanf aus den Philippinen und Wolfram-Erz aus Südchina. – Transporte erfolgten teilweise mit Blockadebrechen.

Small Talk – Nachlese

Als Leiter der Exportabteilung in Tientsin mußte ich mich unter anderem auch um Versicherungen kümmern. Herr Wu war der zuständige chinesische Sachbearbeiter. Es stellte sich heraus, daß er die Kommissionen auf die Versicherungsprämien, die eigentlich der Firma zustanden, jahrelang für eigene Zwecke verwandt hatte. Ich sollte diese Angelegenheit regeln und ließ unseren Comprador kommen, der als eine Art Vogt für alle chinesischen Angestellten und geschäftlichen Angelegenheiten auf chinesischer Seite zuständig ist. Als ich ihm mitteilte, Herr Wu sei fristlos zu entlassen, entgeg-

nete er mir zu meiner Überraschung, einen Mann, der fünfzehn Jahre bei Siemssen gearbeitet habe, könne man nicht fristlos entlassen. Auf meinen Vorschlag zur Güte, Herr Wu solle dann halt die veruntreuten Beträge peu à peu von seinem Gehalt zurückzahlen, antwortete der Comprador, daß man unter diesen Umständen das Gehalt von Herrn Wu erhöhen müsse. Es ist mir leider entfallen, wie die Angelegenheit letztlich geregelt wurde. Aber ich nehme fest an, daß Herr Wu bis zu seinem Lebensende bei Siemssen tätig gewesen ist.

Erinnerungen an meine Zeit in Peking Juni 1941 bis August 1946

Ilse Martin Fang

Nach Abitur, drei Jahren in Canton und fünf Jahren Sinologiestudium in Berlin zog ich, vom Auswärtigen Amt angestellt, als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschland-Institut nach Peking. Mein Gehalt wurde, wie das meiner drei Kollegen, in chinesischer Währung gezahlt, wobei die in Reichsmark festgesetzte Summe über den Yen umgerechnet wurde, so daß wir von den Nöten der Inflation verschont blieben.

Wir wohnten in Gehöften chinesischen Stils in der Nord- bzw. der Oststadt und benutzten als Transportmittel weder Riksha (zu teuer) noch Bus (zu selten und überfüllt), sondern Fahrräder. Ich erkundete planmäßig alle Sehenswürdigkeiten in und um Peking per Rad. Auf dem Mongolenwall weit nördlich der damaligen Stadtmauer brach der Rahmen, und ich mußte mein Rad nach Hause tragen. Eine andere „Sonderfahrt“ ging von der Brauerei

im Westen Pekings, von zwei deutschen Mädchen gezogen, vonstatten, weil ich mir bei der Besichtigung das Knie verstaucht hatte.



Empfangs- und Bibliotheksgebäude des Deutschland-Instituts Quelle: Wolfgang Franke: Im Banne Chinas, Dortmund 1997 (Titelbild)

In Canton hatte ich der Dienerschaft im Schatten meines Vaters vorgestanden. Nun war mir von Gustav Ecke, dessen Seitengehöft ich mietete, der liebe alte Lao San zugeteilt worden, dessen Sohn ihn manchmal unterstützte. Er hat mich viel gelehrt. Wenn ich heute bedenke, daß ich damals nicht den kleinsten Schritt, mich selbst zu versorgen, tat, schäme ich mich. Aber das Bewußtsein, wie eine Königin gelebt zu haben, läßt mich die bald sechzig Jahre ohne jede Bedienung hier in Amerika als Sport erscheinen.

Einmal in der Woche erschien ich im Deutschland-Institut, wo ich keinerlei Pflichten hatte. Später gab ich dort aushilfsweise Deutschunterricht. Ich brauchte nur jedes Jahr einen Bericht über meine Studien bei der Botschaft einzureichen. Ich betrieb Taichi, das Zitherspiel, literarische und volkskundliche Studien und erwarb 1944 ein vollständiges Schattentheater, das ich mehrmals zu Aufführungen benutzen ließ. Die geplante wissenschaftliche Bearbeitung in Amerika fand aber nicht statt, da ich die Puppen und die Kulissen verkaufen mußte. Das ist das Einzige, das ich, an Peking zurückdenkend, bedauere.

Über Deutsche in China habe ich nichts veröffentlicht, wohl aber mehrere sinologische Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. Die Drucküberwachung nahm viel Zeit in Anspruch, weil die Setzer kein Deutsch verstanden, aber ich arbeitete dabei gern mit P. Mattias Eder SVD von der Katholischen Universität zusammen. In Berlin hatte uns in der Oberstufe ein SVD-Pfarrer Religionsunterricht erteilt, daher fühlte ich mich bei den Steylern in Peking zu Hause. Nur mit meinem späteren Ehemann, Achilles Fang, dem Assistenten des Leiters der „Monumenta Serica“, hatte ich damals noch nichts zu tun. Als wir 1948 in New York heirate-

ten, traute uns sein Vorgesetzter, P. Eugen Feifel SVD.

Über Einkaufsmöglichkeiten wußte ich kaum Bescheid, da ich dem Boy alles für den Haushalt zu beschaffen überließ. Ich aß nur einfach, da ich mein Gehalt in Büchern anlegte. Curios bekam ich zu Festen von „Onkel“ Erich Wolters, der die Flohmärkte und Antiquitätenhändler frequentierte und in einem Gartenhäuschen des Deutschland-Instituts seine Schätze, zumeist Porzellan, aufgestellt hatte. Er gab Deutschunterricht am Institut. Von ihm stammen die meisten der Anhängebeutelchen, über deren Stickereien ich in P. Eders „Folklore Studies“ einen Aufsatz veröffentlichte.

Am Deutschland-Institut arbeitete auch Johanna, die vierte Tochter von Wang Yin-t'ai und seiner deutschen Frau. Sie heiratete 1944 den Sohn des Pekinger Bürgermeisters in einer pompösen Feierlichkeit im Sommerpalast. Sie entsprach den großartigen Feiern im Konfuzius-Tempel, an denen ich morgens um 5 Uhr mehrmals teilnahm. Glocke, Trommel und Klangsteine ertönten da, angefangen mit dem Schlagen des Klangkastens und beendet mit dem Überstreichen von Holzzinken mit einer Reisigbürste. Waisenknaben mit Federn (zivil) oder Schwertern (Militär) vollführten ihre gemessenen Tänze. Dabei wurden Regierungsproklamationen verlesen. Diese Feiern sagten mir mehr zu als das Gewimmel im Lama-Tempel, bei dem ich die Hauptvorführungen immer zu verpassen schien. Von den Tier- und Geistermasken habe ich Bilder aufgenommen, sie aber leider nicht in Aktion gesehen.

Einmal sollte ich der Botschaft über taoistische Tätigkeit berichten, fand mich aber als Mädchen außerstande, Taoisten-Mönche zu interviewen. Aus demselben Grund ging ich auch nicht allein in Restaurants. In die Umgebung traute ich mich aber per Rad oft allein.

Im Oktober 1944 wurde ich auf dem Chieh-t'ai ssu südwestlich von Peking von Soldaten der 8. Armee aufgefordert, ihnen über mehrere Höhenzüge hinweg zu ihrem Dorf zu folgen. Dort sprach ich bei Funzellicht lange mit dem politischen Leiter, der mich nach Yen-an einlud, was ich aber ablehnte. Er imponierte mir mit seiner Kenntnis der Lage in Deutschland. Ich übernachtete im Frauenteil des Bauernhauses und wurde morgens bis kurz vor den japanischen Vorposten geleitet. Man holte mir mein Fahrrad, das ich am Fuß des Tempelberges bei einem Bauern untergestellt hatte, wieder aus seinem Versteck in einer Strohmiete heraus. Leider hatte der Hinterreifen ein Loch bekommen, so daß ich es bis zur Marco-Polobrücke, wo der Reifen geflickt wurde, schieben mußte. Außer Botschafts-

rat Altenburg, den mein Lao San in seiner Angst angerufen hatte, hat niemand in Peking von meiner Eskapade erfahren.

Felix Altenburg war Freund meiner Eltern noch von Canton her und hat sich väterlich meiner angenommen. Nicht nur zu Sehenswürdigkeiten in und um Peking nahm er mich mit, vor allem per Auto sonntags in die Weißen Wolkenberge, sondern auch nach Yün-kang zu den Höhlen und nach Jehol. Er unterhielt auch einen deutschen Lesekreis, der meine Kenntnis der deutschen Literatur erweiterte.

Eine dieser Zusammenkünfte fand am 8. Dezember 1941 statt, als die Meldung vom japanischen Angriff auf Pearl Harbor durchkam. Bei der Gewißheit, daß nun der Weg nach Hause über Amerika abgeschnitten sein würde, gruselte es uns. Für mich persönlich bedeutete der Krieg mit Amerika, daß mein ursprünglich nur auf ein Jahr bemessener Aufenthalt in Peking dann bis zum August 1946 dauerte.



Unser Gehalt wurde von der Botschaft noch bis September 1945 gezahlt. Danach unterrichteten wir an chinesischen Instituten oder Schulen, ich an der Normal University (Frauenabteilung) und ergänzte das ab dann nur noch chinesische Inflationsgehalt durch Privatstunden.

Für kulturelle Veranstaltungen aller Art war bei privaten und öffentlichen Veranstaltungen reichlich gesorgt. Konzerte mit westlicher und östlicher Musik, Kunstausstellungen, chinesische Oper und koreanische Tänze, Schatten- und Puppenspiel sowie wissenschaftliche Vorträge wechselten miteinander ab.

Mein Lehrer der chinesischen Zither, ku ch'in, spielte nicht nur in der Botschaft und im Radio, sondern veranstaltete auch ein Vorspielen seiner Schüler und anderer Zither-Spieler in einem Pavillon im Ghung-nan hai-Park, wobei sich R. van Gulick, der über die Zither geschrieben hatte, nicht

besonders hervortat. Hervorragend war der chinesische Mönch, der nur Akkorde wie Glockenklänge hervorbrachte, ohne Modulation. Vor meiner Abreise nach Amerika hat mir in Shanghai ein Manchu-Prinz elegant vorgespielt.

Später in Amerika hatte ich keine Ruhe zum Zither-Spielen mehr gefunden, weshalb ich mein wohlklingendes Instrument an eine chinesische Musikologin, die es getreulich spielt, abgegeben habe. Sie lud auch eine jüngere Mitschülerin von mir an die Harvard-Universität ein, wo sie ein Konzert gab. Da tauchten tief aus der Erinnerung die Stücke wieder auf, die ich selbst vor vierzig Jahren gespielt hatte.

Ich pflegte wenig Geselligkeit. Nur dreimal nahm ich Gäste in mein Haus auf: Fräulein Hundertmarck, bevor sie Pastor Lehmann heiratete, Frau Loeffken aus Niederländisch-Indien, bevor sie nach Shanghai zog, und den Kollegen Alfred Hoffmann, als er nach Kriegsende aus seinem Haus ausziehen mußte.

Die Freundschaft mit Frau Loeffken, mit der ich noch lange in freundschaftlichem Briefwechsel stand, zahlte sich aus, als sie mir Ende August 1946 in Shanghai zur Passage nach Amerika verhalf. Ich hatte im Peking Reisebüro auf der „General Meiggs“ nach San Francisco gebucht. Die Hauptstelle in Shanghai wollte meine Fahrkarte aber nicht anerkennen. Ich protestierte so lange, bis mir der Direktor beweisen wollte, daß wirklich kein Platz mehr frei war. Er nahm mich mit in die Schalterhalle und bat die zuständige Mitarbeiterin, mir zu sagen, daß keine Karten mehr zu haben seien. Sie hatte aber doch eine für mich, denn es war eben Frau Loeffken.

Als Deutsche im Ausland war ich selbstverständlich schon 1933 in Canton der Deutschen Frauenschaft beigetreten und tat es auch in Peking. Ihre Veranstaltungen führten mich mit Frauen aller Teile der dortigen deutschen Gemeinde zusammen, was wohl tat. Dem Inhalt nach sind mir aber nur zwei Veranstaltungen im Gedächtnis geblieben: das Überreichen der Winterhilfsspende von Verbandszeug an die Japaner und der literarische Abend, an dem Frau Eleanor Consten und ich deutsche Gedichte vortrugen.

Auf Grund meiner Jahre in der bündischen Jugendbewegung erklärte ich mich auch bereit, mich um die Mädels, die in der Hitlerjugend waren, zu kümmern. Ich selbst war aber weder in der HJ noch in der NSDAP Mitglied und betonte von Anfang an, daß ich nur mir von früher her Gewohntes mit den Mädels unternehmen würde: Singen von Volksliedern, Ausflüge in die Umgebung, Lesen von vor 1933 entstandener Jugendliteratur, Über-

nachtungen bei mir und dergleichen mehr. Alles Übrige solle jemand anderes übernehmen.

Ich erinnere mich gern an die Bereitschaft mehrerer deutscher Frauen, den Mädels das Kochen beizubringen. Von Frau Lückenhaus habe ich dabei Nudelmachen und Zwiebelschneiden gelernt. Im übrigen werden sich die Beteiligten, jetzt selbst Großmütter, genauer an unsere Unternehmungen erinnern.

Über Sportfeste, bei denen ich meine Mädels anfeuerte, kam ich auch mit der Deutschen Schule in Berührung. Ich hatte 1941 für Fräulein Rösing, eine sehr entfernte Verwandte, aus Deutschland eine Kaffeemütze mitgebracht. Wir spielten gleich von Anfang an zusammen Blockflöte, später auch gemeinsam mit Frau Steenken Cembalo und Geige. Auf den Sportfesten lernte ich noch weitere Lehrer kennen. Zu meinem Leidwesen war die Schülerschaft aber in den graphischen Disziplinen begabter als in den musikalischen. Die Früchte ihres Kunstunterrichts habe ich mehrmals bewundern können.

Meine drei längeren Reisen unternahm ich überwiegend allein: 1942 nach Japan, 1943 nach Shantung und 1944 in die südwestliche Mandchurei und nach Chefoo. Da ich überall die Landessprache verstand und Beschriftungen lesen konnte, fühlte ich mich selbst im Hinterland und im schon bombardierten Japan sicher.

Zum Wu-t'ai shan in Shansi gelangte ich 1943 noch ungehindert, aber im folgenden Jahr wurden Fräulein von Meier aus Tsingtau und ich nicht mehr hinaufgelassen. Wir erfuhren bei der Rückfahrt im Zug nach Taiyüan vom mißglückten Attentat des 20. Juli. Noch heute läuft es mir kalt den Rücken herunter, wenn ich an mein mühsames Herumbuchstabieren in der chinesischen Zeitung zurückdenke, als ich mich anstrengte, die Namen der Beteiligten zu entziffern.

Vorher hatten mir die Japaner in der Mandchurei einen jungen Chinesen zur Überwachung mitgegeben. Er übernachtete in denselben Klöstern wie ich und versorgte mich nach Fußmärschen mit Wassermelonen. Er besuchte mich später in Peking, bevor er sich zur Kuomintang nach Chungking absetzte. Wie er wohl durch die Mao Tsetung-Zeit gekommen ist?

Die Verbindung zur Heimat konnte ich während meines gesamten Peking-Aufenthaltes aufrecht erhalten. Zuerst über den Kurzwellensender, zu dem meine Eltern Zugang hatten. Er sendete private Grüße nach Übersee. Sie wurden in Shanghai aufgenommen und mir dann brieflich zugeschickt – glücklicherweise immer nur Gutes enthaltend. Über den Schweizer Konsul in Canton, der inzwischen in die Schweiz zurückgekehrt war, und dessen Bruder in Berlin bekam ich ebenfalls Briefe. Darin berichtete meine Mutter auch über einige meiner Freundinnen.

Nach dem Krieg konnte mir einmal Prinz Bernhard der Niederlande, dessen Bruder Aschwin mit mir studiert hatte, über das Wohlergehen meiner Eltern berichten lassen. Umgekehrt habe ich 1943 zwei jungen Männern, die auf der Durchreise durch Peking und Tsingtau waren, zwei Briefe mitgeben können, die sie meinen Eltern zugestellt haben. Ich bin ihnen heute noch dankbar dafür.

Dank meiner amerikanischen Mutter, die im Sommer 1946 in die USA reiste, um die Familie mit Paketen zu versorgen, konnte ich mich anstandslos dort mit ihr treffen. Ich hatte meine Überfahrt mit dem Verkauf meiner Reflex-Corelle finanziert. Pekingdeutsche gaben mir Geld mit, damit ich ihnen später Pakete nach Deutschland schicken konnte. Die Abrechnungen führten zu einer willkommenen Korrespondenz, die sich noch über Jahre hinzog.

Erinnerungen an das Lager Kiangwan bei Shanghai

Inge Huetter

Als die Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg nach Shanghai zurückkehrten, nahmen sie an, daß der Handel mit China bald wieder in Gang kommen werde, und wollten die Beziehungen, welche wir Deutschen dort aufgebaut hatten, für sich nutzen. Das wurde jedenfalls allgemein für den Beweggrund gehalten, weshalb man uns Deutsche abschieben wollte.

So wurde zunächst mit der Internierung des Personals der deutschen Botschaft, der Informationsstelle, des Konsulats und solcher Mitglieder der NSDAP begonnen, die freiwillig irgendein Amt ausgeübt hatten. Zu denen gehörte mein Vater, Arthur Mohrstedt, der die Parteikasse verwaltet hatte. (Dabei fällt mir ein, daß die deutsche Gemeinde in Point Island außerhalb Shanghais für

kurze Zeit ein Klubhaus besaß. Um dorthin zu gelangen, mußten Busse gemietet und Fahrkarten gedruckt werden, deren Kosten erst einmal von der Parteikasse ausgelegt wurden. – Sicherlich werden sich nur noch wenige dieser Fahrten erinnern.)

Wir bekamen also am 20. Oktober 1945 den Bescheid, daß wir uns schon am 25. in Kiangwan zu melden hätten. Viel Zeit zur Auflösung des Haushalts blieb nicht. – Ich weiß heute noch nicht, woher die Amerikaner damals das Recht nahmen, von einem neutralen Staat wie China zu verlangen, die Deutschen zu internieren und auszuweisen. Andererseits konnten wir froh sein, daß wir – obwohl Hausrat und Wertsachen verloren gingen – auf diese Weise kostenlos nach Deutschland zurückkehren konnten. Denn für die meisten Europäer und selbst für Amerikaner war es in den folgenden Jahren schwer, sich in China über Wasser zu halten.

In Kiangwan wurden wir in einer großen ehemaligen Schule untergebracht. Die großen Klassenräume wurden durch Vorhänge abgeteilt, damit den Familien wenigstens ein wenig „privacy“ blieb. Nach kurzer Zeit lief das Leben im Lager gut organisiert. Herr Goldau war unser Verbindungsmann nach Shanghai, versorgte uns mit Lebensmitteln und nahm auch Post mit.



Johannes Schäfer (sitzend) mit seinen Küchenhilfen: (v.l.) Wilhelm Heinemann, Inge Mohrstedt, Franz Huber, Hermann Jäger, Maria Wobser, Helmut Jäger

Quelle: StuDeO-Fotothek P5217

Die Küche leitete Johannes Schäfer, der auf einem deutschen Handelsschiff Küchenchef gewesen und durch die Kriegsereignisse irgendwie „hängen ge-

blieben“ war. Ihn hatte man nun glücklicherweise uns zugeteilt. Herr Schäfer war gehbehindert und auch sonst gesundheitlich nicht gut drauf. So bekam er die Herren Huber, Heinemann, Helmut und Hermann Jäger, Frau Wobser und mich als Küchenhilfen zugeteilt.



Beim Kartoffelschälen hinter der Küche

Quelle: StuDeO-Fotothek P5221

Beim Kartoffelschälen mußte jeden Tag eine andere Gruppe von ungefähr zehn Frauen und Männern Dienst tun. Ich selbst war täglich mit Gemüseputzen und Zwiebelschneiden beschäftigt und lernte bald, die Zwiebeln so schnell zu hacken wie der Chef. Die Männer mußten Holz spalten, das Feuer unter den großen Kesseln in Gang halten, Knochen kleinhacken, Fleisch schneiden und mit riesengroßen Holzlöffeln, die wie Paddel aussahen, das Eintopfen vor dem Anbrennen bewahren.

Die Herren Dr. Mehnert und Dr. Daust, die „Wasserbüffel“ – den Namen brachten sie wohl selbst auf, was das Gedicht vom 11. Januar 1946 (siehe unten) zumindest nahelegt – standen bereit, jeden Tag in aller Frühe für uns Wasser zu kochen. Ab 7 Uhr morgens standen wir dann geduldig an, um es fürs Frühstück aufs „Zimmer“ zu holen. Nachdem die „Wasserbüffel“ das Feuer in Gang gebracht hatten, nutzten sie die Wartezeit dazu, Gedichte zu schreiben. Sie wurden an der Küchentür angeschlagen und versetzten uns, die da Schlange standen, in gute Laune.

Einmal im Monat konnte jeder Internierte einen Ausgangspañ nach Shanghai beantragen, wo er unternehmen konnte, was er wollte. Abends traf man sich oft im Gemeinschaftsraum, wo die Frauen ihre Handarbeiten machten, die Männer Karten oder Schach spielten oder auch nur miteinander plauderten. Manchmal wurden auch ein paar Schallplatten aufgelegt.

Am Weihnachtsabend 1945 und auch an Sylvester spielte Herr Mayer-Förster („Ma-Fö“) Ziehharmonika, und es wurde ruhig und gemütlich gefeiert. Meine „Kollegen“ in der Küche schenkten mir ein goldenes Armband, welches ich noch heute beson-

ders schätze. Auf der beiliegenden Karte stand: „Ein frohes Weihnachtsfest wünschen der Küchenchef und seine Bullen.“



Beim Lesen eines vor der Küche angeschlagenen Gedichts der sog. Wasserbüffel

Quelle: StuDeO-Fotothek P5214

Daß man uns repatriieren werde, stand fest. Aber im Frühjahr kamen zahlreiche Gerüchte auf, unter

anderem, daß es wohl Ausnahmen geben werde. Etwa daß Frauen sich scheiden lassen könnten, um in China zu bleiben. Dasselbe könnte vielleicht für Frauen in anderen Umständen gelten, was manch eine mit dem Gedanken spielen ließ, ob sie nicht von diesen Möglichkeiten Gebrauch machen sollte. Als die Repatriierung näher rückte, wurde deutlich, daß es keinen Sinn haben werde, Wertsachen wie Schmuck oder Goldbarren im großen Gepäck zu verstecken, weil dieses durchleuchtet werden würde.

Anfang Juli war dann diese Zeit vorüber. Ein amerikanischer Truppentransporter, die „Marine Robin“ aus der „Liberty Serie“ – es hieß, einer sei schon bei hohem Seegang auseinandergebrochen – hatte in Nordchina bereits Deutsche an Bord genommen und lag nun in Shanghai bereit zur Einschiffung. Am 7. Juli ging die Reise los, und am 4. August 1946 erreichten wir Bremerhaven.

Wie ich erfuhr, hat bisher niemand die Gedichte der besagten „Wasserbüffel“ – es sind immerhin rund 170 auf 46 eng getippten Seiten – dem StuDeO-Archiv zur Verwahrung überlassen. Damit sie nicht verloren gehen, tue ich das jetzt und gebe noch einige Fotos aus der Lagerzeit dazu.

Drei der Gedichte – darunter eines mit gewiß hohem Wiedererkennungswert – seien hier als Beispiele angefügt:

Guten Morgen – 11. Januar 1946

„Drei Tage wird es höchstens dauern!“
So sagten alle schon und lauern,
ob nicht die Freundlichkeit vergangen,
mit der wir bisher Sie empfangen.
Doch laßt uns diesen Rat Euch geben:
Schlagt einmal nach in Brehms Tierleben.

Dort steht:
„Der Wasserbüffel ist beständig.
Früh morgens ist er schon lebendig.
Tut seine Arbeit unverdrossen
zum Wohl gleich leidender Genossen.“

Das Lageralphabet – 1. Februar 1946

Aster die Kinderküch' verließ,
uns alles dies doch sehr verdrieß.
Herrn Betz sah'n wir ungern scheiden,
den Becker wegen Geld viel meiden.
Brauweiler Französisch unterrichtet,
Bicky zupft Milch und dann noch dichtet.
Burmeister man nie merken kann,
Frau Bottke hat oft Stiefel an.
Cordt Fritze steht dem Skatclub vor,
der Dührkopp nie Geduld verlor.
Ein Wasserbüffel ist Herr Daust,
Herr Dietrich an den Lampen zaust.
de Beauclair die Zäh'n' behandeln kann,
der Ehrhardt ist ein kranker Mann.

Kolonnenbulle ist der Fricke,
Flicksteger und die Lütt' tun dicke.
Herr Frauenrath den Boden scharrt,
Frau Grösser ist der Frauenwart.
Der Grau ergeht sich oft allein,
Herr Grösser teilt den Klodienst ein.
Huber ist Küchenreferent,
der Hoops liest Bücher oder pennt.
Das Los von Jäger ist schon hart,
Herr Krieg ist wirklich doch sehr smart.
Frau Koch bemalt den Lampenschirm,
der Küther ist im Hacken firm.
Herr Lahrman gern Kartoffeln schält,
der Ley sich mit der Zeitung quält.

Mohrstedt und Zschimmer Schweine weiden,
 der Mehnert muß die Post jetzt meiden.
 Herr Musshoff unsere Kannen lötet,
 der MaFö Quetsch spielt oder flötet.
 Mosberg teilt Bücher aus mit Grazie,
 Melchers hackt Holz nach seiner Faze.
 Frau Musslick spielt die Küchenfee,
 dem Neumann freundlich sein tut weh.
 Der Obmann gerne Weisung gibt,
 nur weiß er nie, ob's jedem liegt.
 Puttkamer ist Schachmatador,
 Puttfarcken steht dem Lager vor.
 Ross, Einsiedler und Buddhist,
 der Schaale Logarithmen liest.
 Frau Schmidt sich nicht mit Singen eilt,
 der Stoltenberg die Milch verteilt.
 Ohm Schäfer unsre Küch' betreut,

als Schulz wegschlich, wie er sich freut.
 Herr Siefken sich astral ergeht,
 die gute Tonn Ihr selten seht.
 Herr Übe schwer im Haushalt schafft,
 Herr Valentin beim Schmieden pafft.
 Der Wobser Brot und Schmalz verteilt,
 Herr Weis schon in die Schule eilt.
 X, Y gibt's nicht hienieden,
 drum sind sie ohne Vers geblieben.
 Fast hab ich einen übersehn,
 den Zander, unsern Ruummäzen.
 Die andern, nicht genannten hier,
 sie konnten nicht mehr aufs Papier.
 Wir wünschen alle, man mög geben
 die Freiheit uns – so kurz ist's Leben.
 Denn schließlich sind wir auch nicht minder
 wie andre draußen – Erdenkinder.

Reeducation – 16. Februar 1946

Gestern Abend saht Ihr die
 Erziehung zur Demokratie.
 Wo kein Führer und kein Kaiser,
 werden Leute leicht mal heiser.
 Jeder hat was vorzubringen;
 jeder will sein Liedlein singen.
 So 'ne Sitzung braucht viel Zeit –
 manchem scheints 'ne Ewigkeit.
 Und nach Schluß da geht sie heiter

im Stehverein im Lokus weiter.
 Debatten leiten, Ausschuß wählen,
 Antrag stellen, Stimmen zählen;
 umso glatter wird das Segeln,
 je mehr wir lernen solche Regeln,
 und wenn es in der Welt so Brauch,
 was andre können, könn'n wir auch.
 Wir brauchen's keinem zu verhehlen:
 an gutem Willen wird's nicht fehlen.

Als mich die Götter riefen

Ein Traum wurde wahr

Ursula Schrewe

1939 wurde ich auf Sumatra auf einer Chininplantage in Moeara-Laboeh geboren. Dieses Dorf liegt etwa 120 km südwestlich von Padang im Hochland des Barisan-Gebirges.

Als im Jahre 1940 der Krieg mit Holland ausbrach, wurden wir von unserer Plantage vertrieben und vorläufig in Tarutung interniert. 1941 sollte uns, die internierten deutschen Frauen und Kinder, ein japanisches Schiff, die „Asama Maru“, nach Japan in die Freiheit bringen. Durch schicksalhafte, aber letztlich für unser weiteres Leben doch glückliche Umstände kamen wir nur bis Shanghai, wo meine Mutter und ich bis 1946 im sogenannten „Deutschen Heim“ mit vielen anderen Landsleuten wohnten. 1946 brachte uns die „Marine Robin“

zurück in unsere deutsche Heimat. Im selben Jahr kehrte auch mein Vater aus dem Internierungslager Dehra Dun/Britisch-Indien heim, und meine Eltern sahen sich nach sechsjähriger Trennung in meiner jetzigen Heimatstadt Vermold wieder. Mit sieben Jahren sah ich zum ersten Mal meinen Vater be-
 wußt.

Meine Eltern, der Verwalter Heinrich Vornhecke und seine Frau Ilse, erzählten oft begeistert von ihrem Leben auf der Plantage. Ihre vielen Fotos zeugen von einer interessanten Zeit in einem fernen, für mich unerreichbar scheinenden Land. Je älter ich wurde, desto größer wurde meine Sehnsucht, einmal in meinem Leben in dieses Land und einmal an meinen Geburtsort zu kommen, um dort

meine Wurzeln zu suchen. Ständig träumte ich von einer Reise nach Sumatra und beobachtete jahrelang die Möglichkeit, dorthin zu kommen. Längst lagen Land- und Straßenkarten von Sumatra, wo Moeara-Laboeh, mein Geburtsort, dick angekreuzt war, in einer Schublade. In stillen Stunden konnte ich träumen, aber immer nur in Gedanken auf Reisen gehen.



Wohnhaus der Familie Vornhecke in Moeara-Laboeh auf Sumatra, 1939

Quelle: StuDeO-Fotothek P5192

Zu unserer Silberhochzeit 1987 wollte mein Mann mir endlich meinen Lebenstraum erfüllen und mit mir nach Sumatra reisen. Und wer glaubt, daß ich bei diesem grandiosen Angebot vor Glück an die Decke gesprungen bin, irrt. Es passierte genau das Gegenteil!

Ich habe mich so erschrocken, panische Angst befiel mich, und mir wurde eiskalt. „Nein, wir fahren nicht, denn wenn wir jetzt fahren, kommen wir nie wieder nach Hause.“ Das war meine Antwort. Ich hatte ganz düstere Ahnungen, hakte das Kapitel Sumatra endgültig ab und träumte nie wieder meinen Traum vom fernen Land, bis – ja, bis mich drei Jahre später alle Götter dieser Insel zu sich riefen!

*

André, der Sohn einer befreundeten Familie, hatte gerade sein Abitur bestanden und machte, bevor er zu studieren begann, mit dem Rucksack eine Reise um die Welt, die er in Bombay unterbrach, um den 50. Geburtstag seines Vaters mit zu feiern. Auf der Geburtstagsfeier trafen wir uns, und er erzählte mir, daß er als nächstes Sumatra, Java und Bali bereisen wolle. Ich gab ihm bei seiner Abreise meine markierte Landkarte von Sumatra, alte Fotos von der Plantage und von meinem Elternhaus sowie die damalige Adresse „Soengai-Mangoen“ mit und bat ihn, falls er dorthin käme, für mich nach alten Spuren zu suchen. Große Hoffnungen, daß er etwas finden würde, hegte ich allerdings nicht.

André kam bald nach Medan und bereiste Sumatra mit dem Bus von Nord nach Süd. Eines Tages

stand er an einer Bushaltestelle in Padang, um nach Moeara-Laboeh weiterzureisen. Hier wurde er von einem Einheimischen, dem Herrn Bustari, freundlich angesprochen und gefragt: „Wo kommst du denn her, und wohin willst du?“ – „Ich komme aus Deutschland und fahre jetzt nach Moeara-Laboeh, um für eine Freundin aus Deutschland, die dort auf einer Plantage geboren ist, nach alten Spuren zu suchen.“ Bustari antwortete lachend: „Was ist das? Stell dir vor, da bin ich auch geboren, dort wohnt meine Schwester mit ihrer Familie, und ich habe dort auch einen Freund, der auf einer Plantage arbeitet. Wenn du nichts dagegen hast, werde ich dir bei der Suche helfen, und wohnen kannst du mit mir bei meiner Schwester.“

Die beiden stiegen in den nächsten Bus und kamen nach 120 km und einer sechsstündigen Fahrt in Moeara-Laboeh an. Bustaris Schwester freute sich über den blonden Jungen aus Deutschland, und schnell kamen ein paar Nachbarn zusammen, um ihn neugierig schwatzend zu begrüßen.

André und Bustari suchten schon bald dessen Freund Sutari in der Plantage auf. Der hieß beide herzlich willkommen. Und dann stellte sich etwas fast Unglaubliches heraus: Sutari war tatsächlich auf der Plantage „Soengai-Mangoen“, die einst mein Vater verwaltete, beschäftigt und wußte auch, anhand alter Kontorbücher, wo einstmals mein Elternhaus gestanden hat. Schnell kamen ein paar Einheimische zusammen, um auf Spurensuche zu gehen. Alle wurden mit Macheten, Schaufeln und Hacken ausgestattet, denn der Weg in die hochgelegene Plantage war völlig zugewachsen. Es gelang aber, anhand alter Unterlagen die Stelle zu finden, wo einst mein Elternhaus gestanden hat. Das gab es zwar nicht mehr, aber die alten steinernen Stufen und die großen Steinquader, auf denen es gestanden hatte, wurden gefunden und ausgegraben. Und anhand der alten Fotos, die André mitgebracht hatte, konnte genau ermittelt werden, daß dies der Ort war, wo ich einst das Licht der Welt erblickt hatte. Die Aktion wurde natürlich fotografiert, um mir die Bilder als Beweise für den Fund zusammen mit den Adressen von Bustari und Sutari vorlegen zu können.

Ist das nicht geradezu unglaublich?! Kann es solche glücklichen Zufälle geben? Ja, so etwas gibt es. Denn das war der Moment, an dem mich die Götter riefen und ich fest entschlossen zu meinem Mann sagte: „So, jetzt reisen wir!“ Ich schrieb sofort an Bustari und Sutari und kündigte unseren baldigen Besuch an.

*

1991 unternahmen wir dann unsere Reise. Erstaunlicherweise war es gar nicht so schwer, einen kli-

matisierten Kleinbus mit deutschsprachigem Reiseleiter zu bekommen. Er holte uns am Flughafen Medan ab und fuhr mit uns quer durch das Land – mit dem großen Ziel: Moeara-Laboeh!

In einem Hotel am Meer von Singkarak trafen wir uns dann mit Bustari. Er zeigte uns die Schönheiten des Minangkabau-Hochlands, welches ja seine und auch meine Heimat war. Je näher wir nach Moeara-Laboeh kamen, um so aufgeregter wurde ich.

Endlich dort angekommen, fanden wir einen kleinen offenen LKW vor, den der Plantagenverwalter Sutari besorgt hatte. Den bestiegen wir mit einem Dutzend Einheimischer und fuhren auf einem vorher freigelegten Weg hoch in die Berge nach „Soengai-Mangoen“. Ich war ergriffen. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl überkam mich. Vorbei ging es an den früheren Gewächshäusern für Chininpflanzen, die mein Vater errichtet hatte, und dem ehemaligen Kampong, dem Arbeiterdorf. Alles war noch da, aber jetzt, nach fünfzig Jahren, total verkommen und verwildert. Dort blieb der Wagen, und den Rest des Weges mußten wir zu Fuß gehen.

Als folgten wir einem Flußlauf zurück bis zur Quelle, stiegen wir die letzten Meter durch wildes Gestrüpp eine Anhöhe empor, und auf einmal lagen sie vor mir: die Stufen zu unserem Haus.

Ich war überwältigt vor lauter Glück und Freudenstränen rannen über meine Wangen. Diese Emotionen konnten unsere indonesischen Begleiter kaum verstehen, jedenfalls schauten sie mich etwas seltsam an. Aber es machte ihnen sichtlich Spaß, anhand unserer alten Fotos nach Spuren zu suchen. Nichts erinnerte aber mehr an unser Haus außer

den besagten Steinquadern und den alten steinernen Eingangsstufen. Unser schöner Garten war ebenso verwildert wie die Chininplantage. Der Urwald hatte sich inzwischen das Terrain zurückgeholt.



Ursula Schrewe mit ihrem Ehemann Ernst auf den Eingangsstufen ihres Elternhauses, 1991

Quelle: StuDeO-Fotothek P5194

Wehmütig schaute ich mich um und dachte an meine Eltern, die hier in der Abgeschiedenheit nahe dem Urwald zusammen mit den Einheimischen mehr als vierzehn Jahre gelebt und gearbeitet hatten.

Als die Dämmerung nahte, mußten wir diesen schönen Ort, an dem ich meine Wurzeln wiedergefunden hatte, leider verlassen. Ein Souvenir, nirgends auf der Welt zu kaufen, habe ich mir mitgebracht. Ein paar Steine von unserer Treppe und eine Tüte voll Muttererde. Ich war der glücklichste Mensch, denn die Götter hatten mich gerufen und mir meinen Lebenstraum erfüllt.

Mein Leben in Shanghai

Ann-Christine Kulich*

Viele meiner Freunde nennen mich Christy, aber mein richtiger Name ist Ann-Christine oder „Gu Jia Li“ auf chinesisches. Ich bin dreizehn Jahre alt und lebe seit elf Jahren in Shanghai. Meine Mutter ist Deutsche und mein Vater Amerikaner. Meine Schwester Amy ist zwei Jahre jünger als ich. Seit fünf Jahren besuche ich die Deutsche Schule Shanghai und bin dort in der achten Klasse.

Ich war zwei Jahre, als meine Eltern sich entschieden, mit mir und meiner damals drei Monate alten Schwester nach Shanghai zu ziehen. Mein Vater hatte an der Shanghai International Studies Univer-

sity (der früheren *Shanghai Fremdsprachenhochschule*, gegründet 1949) eine Stelle als Dozent angenommen. Meine Mutter arbeitete nur ganz wenig als Ärztin und blieb überwiegend bei mir und meiner Schwester zu Hause.

Bald fanden meine Eltern eine Ayi (was auf chine-

* Die Verfasserin geht inzwischen in die Klasse 9 b der Deutschen Schule Shanghai (DSS). Sie gewann kurz vor den diesjährigen Sommerferien den Aufsatzwettbewerb, welchen das StuDeO unter Federführung seines Vorstandsmitglieds Peter Cortum, für Shanghai-Kontakte zuständig, ausgelobt hatte (vgl. auch S. 32).

sisch „Tante“ bedeutet), die uns im Haushalt half. Da sie fast jeden Tag einige Stunden bei uns war, wurde sie für meine Schwester und mich eine Art Oma. Dadurch, daß sie kein Englisch oder Deutsch sprach, mußten wir mit ihr chinesisches sprechen. Meine Schwester wuchs damit auf und ich lernte es schnell. Meine Eltern waren schon früher einmal in Xiamen (*ehedem Amoy genannt*) gewesen, um die Sprache zu studieren, so daß es auch kein Problem für sie war, sich hier zu verständigen.

Unsere Ayi, die wir Xu („schü“) Ayi nannten, kochte uns leckeres chinesisches Essen, weshalb ich von klein auf daran gewöhnt bin. Besonders gerne mag ich „Xiang Ling“, eine Spezialität aus Ningbo, und gebratene Nudeln.

Wir wohnten damals in einer Wohnung, die die Universität für die Dozenten bereitstellte. Sie war sehr klein, was mir damals aber gar nicht auffiel. Als ich vier Jahre alt war, kam ich in einen chinesischen Kindergarten, allerdings nur halbtags. In der ersten Woche weinte ich fast jeden Tag, weil es so ungewohnt war. Aber nach kurzer Zeit gefiel es mir gut, weil ich Freunde fand. Vor einigen Wochen erst war ich dort, um meine damalige Lehrerin wieder zu besuchen. Wir haben uns richtig nett unterhalten, und es kamen viele schöne Erinnerungen hoch.

Es gibt in chinesischen Kindergärten drei Gruppen, die nach Alter eingestuft sind: „die kleine Klasse“ (Drei- bis Vierjährige), „die mittlere Klasse“ (Vier- bis Fünfjährige) und „die große Klasse“ (Fünf- bis Sechsjährige). Der Kindergarten tag begann um 8 Uhr mit Morgengymnastik zu flotter Musik. Mir machte das viel Spaß, weil ich gerne tanze. Anschließend mußten wir salutieren, während die chinesische Flagge zur Nationalhymne gehißt wurde. Seitdem kann ich die chinesische Hymne auswendig.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie wir, im Klassenzimmer angekommen, eine Geschichte vorgelesen bekamen, während wir eine Tasse Sojabohnenmilch tranken und dann eine Stunde freispielen durften. Ansonsten gab es mehr „Unterricht“, z.B. richtiges Malen-Lernen, Gedichte, Lieder, Basteln, Tanzen und Englisch.

Da ich ja nur halbtags blieb, aß ich nicht wie die anderen Kinder im Kindergarten zu Mittag und machte auch nicht meinen Mittagsschlaf in einem Raum, wo es für jedes Kind Matratzen, Kissen und Decken gab.

Plötzlich, kurz bevor ich eingeschult wurde, bekam Xu Ayi Probleme mit ihrem rechten Arm und konnte nicht mehr bei uns arbeiten. Sie stellte uns ihre beste Freundin, Jiang Ayi, vor, die seit meiner Einschulung in eine chinesische Schule bei uns

arbeitet. Xu Ayi kam uns noch regelmäßig besuchen, aber jetzt war Jiang Ayi unsere zweite Oma hier in China. Meine Eltern witzelten immer mit Jiang und Xu Ayi, daß eine „wai po“ (*im südchinesischen Dialekt* „Mutters Mutter“) und eine „nai nai“ (*im selben Dialekt* „Vaters Mutter“) sei.

Endlich kam der Tag, auf den ich schon lange gewartet hatte. Alle waren zu meinem ersten Schultag da: Xu Ayi, Mama, Papa und Amy. Ich kann mich noch erinnern, daß ich eine Schultüte bekam, die mit allen möglichen Süßigkeiten und Schreibmaterialien vollgepackt war. Da die Schultüte eine typisch deutsche Tradition ist, ließ ich sie bei meinen Eltern am Schultor zurück. Ich strengte mich in der Schule an, weil ich nicht, wie die anderen Kinder, von den Lehrern angeschrien werden wollte. Die meisten von ihnen waren sehr streng, und wir standen immer unter dem Druck, in den Tests alles hundert-prozentig richtig zu machen.

Einige Erinnerungen habe ich noch aus den Jahren an der chinesischen Schule:

Morgens brachten wir immer erst unsere Sachen in die Klassenräume, warteten auf unsere Klassenlehrerin, die uns, wie auch im Kindergarten, in zwei Reihen auf den Schulhof führte, wo alle Schüler Morgengymnastik machen mußten.

Zwischen jeder zweiten Unterrichtsstunde gab es eine fünfzehnminütige Pause. Meine Freundinnen und ich spielten entweder Gummitwist oder Seilspringen.

Weil ich das Essen der Schule nicht mochte, nahm ich Jiang Ayis gutes Essen in Thermosbehältern mit zur Schule. Oftmals schrieb meine Mutter auf kleine Zettelchen ein paar Sätze, z.B. „Ich hab dich lieb“ oder „Ich denk an dich“ oder „Wenn du heute nach Hause kommst, gibt es eine Überraschung“ und steckte sie in meine Lunchbox.

Meine Mathematiklehrerin war sehr streng, und wenn man keine Hausaufgaben gemacht hatte, mußte man mit dem Rücken zur Klasse in einer Ecke stehen. Ich blieb davon verschont, weil ich eine Ausländerin („Langnase“) war. Aber ich spürte trotzdem noch Wut und hätte einmal fast die Lehrerin angeschrien, weil sie eine meiner Klassenkameradinnen ganz ungerecht behandelte.

Meine Mutter hatte sich von der DSS (Deutsche Schule Shanghai) Materialien besorgt, mit denen sie mir ein bißchen Deutsch, Lesen und Schreiben beibrachte. Englisch lernte ich an der chinesischen Schule vom ersten Schuljahr an.

Als ich in der zweiten Klasse war und schon ungefähr 1.500 Schriftzeichen konnte, fragten meine Eltern nach, ob ich das Schreiben im Unterricht bleiben lassen und nur die Hausaufgaben mit Schriftzeichen erledigen dürfe. Die Schule stimmte

zu. Aber als ich in der dritten Klasse war, entschieden meine Eltern, daß ich zum zweiten Halbjahr auf die DSS wechseln sollte, weil der Unterricht mit Schriftzeichen mir langsam zu schwer fiel.

Am letzten Tag vor den Winterferien machte meine chinesische Klasse eine Abschiedsfeier für mich. Ich bekam von jedem Mitschüler ein Geschenk oder eine Karte, und einige weinten sehr, weil sie dachten, wie ich später erfuhr, daß ich für immer nach Deutschland gehen würde. Die Winterferien halfen mir über den Abschied von der chinesischen Schule hinweg. Aber am Tag vor dem Anfang in der DSS weinte ich sehr, weil ich wieder in die chinesische Schule wollte, wo ich viele Freunde hatte.

Meine Eltern halfen mir zu verstehen, daß es auch hier, wie in der chinesischen Schule, Zeit brauchen würde, neue Freundschaften aufzubauen. Aber es ging schneller als ich gedacht hatte, denn gleich am ersten Tag waren alle sehr nett zu mir, und ich verstand mich mit einem Mädchen sehr gut. Ich hatte aber auch im Laufe der Zeit zum ersten Mal richtig Streit mit einem Mädchen meines Alters, was auf der chinesischen Schule nie passiert war.

Als das Schuljahr seinem Ende zuzuging und wir nur noch einen Monat bis zu den Sommerferien hatten, entschieden die Lehrer, daß ich jetzt auf dem Niveau der Dritten angekommen sei, und ich wechselte innerhalb einer Woche von der zweiten in die dritte Klasse, in der ich ja auch schon in der chinesischen Schule gewesen war.

Eine meiner besten Freundinnen ist Melissa, deren Eltern Chinesen sind, die aber einen österreichischen Paß hat. Ich war immer die Jüngste in der Klasse und durfte noch nicht so viel unternehmen wie die anderen. Aber im sechsten Schuljahr durfte ich mit meinen Freundinnen manchmal auf den Xiang Yang („Schiang Jang“) Markt, das „Paradies“ für Mädchen. Dort kann man alles einkaufen: Kleider, Schuhe, Kleinkram, typisch chinesische Artikel und noch vieles mehr. Obwohl ich gerne chinesisches Essen mag, genieße ich es auch, hier

in Shanghai ein Döner-Restaurant, einen Donut-Laden und ein Starbucks-Café zu haben.

In der Siebten fand ich in Shanghai eine Jugendgruppe, die von der Internationalen Kirche etabliert wurde. Es gab zwei- oder dreimal eine Freizeit im Jahr und immer Aktivitäten. Einmal z.B. waren wir in der Skihalle – ein tolles Erlebnis –, obwohl es künstlicher Schnee war. Aber da es hier nie richtig schneit, war das ein guter Ersatz.

In dieser Jugendgruppe habe ich Freunde gefunden, die aus vielen verschiedenen Ländern kommen. Überhaupt ist unser Freundeskreis sehr gemischt, und das finde ich interessant. Vor zwei Tagen z.B. waren wir auf einer nahegelegenen Insel, wo wir chinesische Freunde bzw. ihre Eltern besuchten, die als Bauern noch ganz einfach leben. Wir tranken dort aus Reisschüsseln, weil es keine Tassen oder Gläser gab. Außerdem heizten sie ihre Woks auf einer Feuerstelle, wodurch der Reis viel besser schmeckte.

Shanghai dagegen ist eine völlig andere Welt mit vielen Gegensätzen. Seine vielstöckigen Hochhäuser und die hochmoderne Technologie (z.B. die Transrapidbahn) stehen neben den vielen armen und alten Wohngebieten, die ich unter anderem auch aus meinem Fenster sehe und in denen ich gerne die typischen Shanghaier Leckerbissen kaufe.

Die Straßen sind eigentlich immer verstopft mit Autos und Bussen, dabei fahren aber noch sehr viele Leute mit dem Fahrrad, weil es billiger und oft auch schneller ist. Ansonsten benutzen die meisten Menschen Busse oder die U-Bahn, weil sie nur ein oder zwei RMB für eine Fahrt kosten. Immer mehr große Kaufhäuser wie Metro oder Carrefour werden eröffnet, aber auf den Fisch-Gemüse-Obst-Märkten kaufen immer noch die meisten Menschen ein. Um herauszufinden, wie es hier aussieht, muß man selbst herkommen, denn sonst kann man sich das Leben hier einfach nicht richtig vorstellen.

Buchempfehlungen

zusammengestellt von Renate Jährling

1. Hinweise auf Neuerscheinungen:

Bräsel, Sylvia (Hrsg.): Siegfried Genthe. Korea-Reiseschilderungen. München: Iudicium Verlag 2005, 404 S. ISBN 3-89129-786-6. – € 40,00.
Genau einhundert Jahre nach der Erstpublikation

erschien in der Erfurter Reihe des Iudicium Verlages die von Sylvia Bräsel nach umfangreichen Recherchen besorgte kommentierte Neuausgabe dieser ersten umfassenden Reisebeschreibung über Korea – erstmals mit einigen bisher als verschollen angenommenen Fotos des Autors.

Der Autor Siegfried Genthe (1870-1904), der, in Berlin geboren, in der Blüte seines Lebens in Marokko ermordet wurde, gehört zu den zu Unrecht vergessenen deutschen Journalisten, die mit ihren Berichten bzw. Reisebeschreibungen über Korea maßgeblich zur fundierten Information und zum Verständnis von Land und Leuten beigetragen haben. Die jetzt erschienene neue Ausgabe der „Korea-Reiseschilderungen“ wird ergänzt durch eine komplexe Einführung sowie eine Reihe von unveröffentlichten Dokumenten und Materialien vor allem zur Familie, zum beruflichen Werdegang und zum Lebensweg des Verfassers überhaupt. Die Publikation, die sich als ein Beitrag zur Kulturbeziehungs-forschung versteht, würdigt den Journalisten, Weltbürger und ersten westlichen Bezwingler des Hala-san, der als einziger Berichter-statter nach dem Boxeraufstand im Sommer 1901 in das zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Europa noch weitgehend unbekanntes „Land der Morgen-stille“ (Korea) weiterreiste.

Bräsel, Sylvia / Lie Kwang-Sook (Hrsg.): Ko-reanische Erzählungen. Mit einem Nachwort von Sylvia Bräsel. München: Deutscher Taschen-buch Verlag 2005, 253 S. ISBN 3-423-13381-3. – € 8,50.

Der zur Frankfurter Buchmesse erschienene Band stellt acht bedeutende zeitgenössische Autorinnen und Autoren vor. Dabei präsentiert diese Anthologie erstmals im deutschsprachigen Raum auch junge Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus Südkorea. Zwischen dem ältesten Autor (geb. 1932) und der jüngsten Autorin (geb. 1970) liegen fast 40 Jahre Altersunterschied und dementsprechende Umbrüche in Themen wie Schreibstrategien.

In diesem Sinne kann der umfangreich kommentierte Band als ein Kompendium zur koreanischen Literatur nach 1945 gelesen werden. Erzählt wird von Alltag und Geschichte eines geteilten Landes, von Vergessen, Verdrängen, Liebesverlust, Kommunikationslosigkeit im Zuge einer rasanten Industrialisierung. Das fundierte Nachwort gibt weitere Erläuterungen zur Literaturentwicklung und ordnet zudem die künstlerischen Prozesse in die koreanische wie internationale Geschichte ein. Die Sammlung baut somit Brücken zwischen Ostasien und Europa und zeigt auf, wie sehr sich Ost und West gegenseitig künstlerisch beeinflusst haben und beeinflussen.

Chang Jung / Halliday, Jon: Mao. Das Leben eines Mannes. Das Schicksal eines Volkes. München: Karl Blessing Verlag 2005, 975 S. ISBN 3-89667-200-2. – € 34,00.

Dieses Buch ist eine Abrechnung – von einer, die weiß, was es hieß, im China des „Großen Vorsitzen- den“ Mao Zedong groß zu werden. Die bekannteste chinesische Schriftstellerin Chang Jung (Erstlingswerk: „Wilde Schwäne“) hat zusammen mit ihrem Mann, dem Historiker und Rußland-Ex-perten Jon Halliday, zwölf Jahre lang recherchiert, um ihr einstiges Idol Mao vom Sockel zu stürzen.

Ihre Biographie öffnet allen jenen die Augen, die an die Formel des Deng Xiaoping glauben, sein Vorgänger Mao sei „zu 70 % gut und „zu 30 % schlecht“ gewesen. Mao war in Wahrheit ein Massenmörder, der für den Tod von 70 Millionen Menschen verantwortlich ist. Das Fazit: Mao war zu 100 % schlecht!

Chang Jung durfte in ihrem Heimatland für die Biographie recherchieren. Ihre Erkenntnisse aus den Interviews mit hochrangigen Kadern, einfachen Chinesen und Politikern im Ausland sowie die akribischen Recherchen im Archiv des sowjeti-schen Geheimdienstes KGB lassen den Mythos, den Mao und seine Entourage über sich geschaffen haben, in sich zusammenfallen (*nach der Rezension von Edeltraud Rattenhuber in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 4.10.2005*).

Hayder, Mo: Tokio. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2005, 255 S. ISBN 3-10-030409-8. – € 14,90.

Der Roman basiert auf den schlimmen Ereignissen von 1937 in Nanking im Zuge der japanischen Invasion. Ein damit verbundenes Geheimnis ver-schlägt die Studentin Grey 1990 nach Tokyo.

Die britische Autorin hat das als „Nanking Massa-ker“ in die Geschichte eingegangene Geschehen gut recherchiert und sich auch der Kenntnisse von Iris Chang (vgl. StuDeO-INFO April 2005, S. 23f.) und des japanischen Journalisten Katsuichi Honda bedient. Die Kritik bewertet „Tokio“ als einen „Roman von atemberaubender Kraft und Poesie“ und als „Thriller von seltener Meisterschaft und überwältigender Spannung“.

Hirn, Wolfgang: Herausforderung China. Wie der chinesische Aufstieg unser Leben verändert. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2005, 255 S. ISBN 3-10-030409-8. – € 14,90.

Der Autor schildert, wie die Volksrepublik China zur „Fabrik der Welt“ wird und zur militärischen Supermacht aufsteigt, und zeigt ganz konkret auf, welche unmittelbaren Konsequenzen das für uns im Westen haben wird.

Maxwell, Robin: Rogue Manchu – Rogue Irish, set in Tientsin and Shanghai of the 1930s and

1940s. West Vancouver: Pangli Imprint 2005, 224 S., illustriert mit Stadtplanskizzen von Tientsin und Shanghai. US \$ 25,00, Can \$ 27,00, UK £ 14,00, Australian \$ 27,00, € 18,00.

Zu beziehen durch Einsenden eines Schecks in lokaler Währung an: Pangli Imprint, 1582 Rena Crescent, West Vancouver, BC. V7V 2Z3, Canada. Der Roman schildert das Leben der jungen Mary Quinlan, die in Tientsin im Luxus aufwächst, jedoch von ihrem Stiefvater mißachtet und von ihrer Mutter vernachlässigt wird. Sie findet die ersehnte Zuneigung bei Fan-li, dem Houseboy Number One, und flieht mit ihm nach Shanghai. Das Liebespaar wird jedoch bei Beginn des Pazifikkrieges, als Mary interniert wird, getrennt. Fan-li schließt sich einer Guerilla-Truppe an, die sich den japanischen Invasoren entgegensetzt.

Robin Maxwell, Pseudonym von Desmond Power, Verfasser von „Little Foreign Devil“ und „Merry-Go-Round“, in China geboren und aufgewachsen, erlebte selbst die Erniedrigungen eines japanischen Internierungslagers.

2. Erinnerung an ältere Publikationen:

de Beauclair, Wolfgang S.: Journey to Destiny. Lincoln: iUniverse [Verlag] 1999, 614 S. ISBN 1-893652-82-3. – US \$ 24,95 (ohne Porto).

Zu beziehen über AMAZON oder bei iUniverse, 2021 Pine Lake Road, Suite 100, Lincoln, NE 68512, USA.

Die Autobiographie umspannt den Zeitraum von den 20er Jahren bis zum Juli 1949, als der Autor sein Ziel, die USA, erreicht. Im Jahre 1920 als Sohn des Zahnarztes Carl de Beauclair und dessen Ehefrau Marie Agnes (Inez) geboren, kam er mit vier Jahren nach Shanghai und wuchs dort in der deutschen Gemeinde auf, besuchte zunächst die Kaiser Wilhelm Schule und wechselte später wegen seiner ausgeprägten Sprachbegabung auf eine von kalifornischen Jesuiten geleitete Schule.

Schon früh entwickelte er reges Interesse an seiner internationalen und vor allem chinesischen Umgebung, unternahm recht abenteuerliche Reisen (z.B. Dschunkenfahrten entlang der Küste), angeregt durch die anthropologischen Forschungen seiner Mutter. In anschaulicher und humorvoller Weise wird der Leser in bisher wenig beschriebene Lebensweisen eingeführt. Besonders interessant wirken die Beobachtungen des jungen Shanghaideutschen in Deutschland, wohin er 1942 zum Militärdienst einberufen worden war. – Das Buch bietet insgesamt einen umfassenden Einblick in die vielfältigen Geschehnisse jener Zeit (*nach der Rezension*

von Erich Löw im StuDeO-INFO Dez. 2000).

Erdberg, Eleanor von: Der strapazierte Schutzengel. Erinnerungen aus drei Welten. Lehrte: Siebenberg-Verlag 1994, 412 S. ISBN 3-87747-065-3. – € 14,80.

Zu beziehen bei Siebenberg-Verlag, Felicitas Hübner, Hagenstraße 10, 31275 Lehrte, Tel. 05132-8399-0, Fax 05132-8399-69, E-Mail fh@huebner-books.de

Die Kunsthistorikerin von Erdberg (1907-2002), Spezialgebiet Ostasien, schildert mit Charme und subtilem Witz ihre Kindheit in Berlin, die Studienjahre in Deutschland und den USA, ihr Leben in Japan und Peking von 1934 bis 1950 sowie ihre anschließende Professorentätigkeit in Deutschland und den USA.

Speziell für Pekingdeutsche dürfte das Buch von hohem Wiedererkennungswert sein, weil die Autorin, damals mit dem Forschungsreisenden und Schriftsteller Hermann Consten verheiratet, das Leben in der Stadt und der deutschen Gemeinde bis zu ihrer Ausreise im Dezember 1950 mit der „Dundalk Bay“ auf rund 200 Seiten ausführlich und anschaulich schildert.

Wickert, Erwin: Mut und Übermut. Geschichten aus meinem Leben. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1991, 496 S. ISBN 3-421-06614-0. – € 22,80.

Der Autor, Romancier, Asienkenner und zuletzt Botschafter in Peking, erzählt fesselnd und kenntnisreich aus seinen frühen Jahren in Deutschland, USA und Ostasien (China und Japan 1936, 1940-1947).

Wickert, Erwin: Der Auftrag des Himmels. Ein Roman aus dem kaiserlichen China. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1979, 376 S. ISBN 3-421-01886-3. – € 19,90.

In diesem Roman über den Taiping-Aufstand setzt sich ein junger Chinese mit christlichen Ideen auseinander und schließt sich rebellierenden Banden an.

Wickert, Erwin: Das Gipfelgespräch. Ansichten und Einsichten. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 2003, 315 S. ISBN 3-421-05510-6. – € 22,90.

Der Leser erhält in aufschlußreichen Essays und literarischen Feuilletons Aufschlüsse über unsere Welt, „korrekte“ und „inkorrekte“, zumal über diejenigen Länder, die den Autor stets besonders interessiert haben: Japan und China.

Vermischtes

Zuschriften

Irmgard Grimm, Kronberg teilt der Schriftführerin mit: Ich wurde am 16. Januar 1923 in Kobe/Japan geboren, war mit meinen Eltern 1928, 1932 und 1936 jeweils ein halbes Jahr auf Deutschland-Urlaub und wurde 1947 mit meinen Eltern mit dem ersten Trupp (einschließlich der in Hakone interniert gewesenen deutschen Kriegsmarine) auf der „Marine Jumper“ von den Amerikanern repatriert.

Seit einigen Jahren schickt mir Frau Inge de la Camp, Chicago, immer mal wieder ein oder mehre-

re Exemplare der StuDeO-Hefte, und ich hatte schon lange den Vorsatz, Mitglied zu werden. Ihr Dezember-Heft 2004, das ich vor einigen Wochen erhielt, gab jetzt mit der Meldung, daß Ernst Dietrich Eckhardt in die Redaktion gewählt wurde, den letzten Anstoß. Durch den Altersunterschied kenne ich Herrn Eckhardt aus meiner Jugend nur flüchtig (er gehörte für mich ja zu den „Kleinen“), aber unsere Mütter trafen sich häufiger, besonders in den Sommermonaten in Karuizawa.

Pfarrer Gerold Heinke berichtet aus Peking: Die Jubiläumsfeier (*aus Anlaß des 10. Jahrestages der Wiedergründung der Gemeinde*) war ein sehr schönes Ereignis. Ungefähr neunzig Personen waren zum Gottesdienst gekommen, darunter Pfr. i. R. Hans-Georg Dürr, mein Vorgänger im Amt, der deutsche Botschafter Dr. Stanzel, Vertreter der Schweizer Botschaft, katholische Brüder und Schwestern, Herr Xu Bailun, der Leiter des Blin-

denwerks „Golden Key Center“, für welches die Gemeinde regelmäßig Kollekten sammelt. Im Anschluß an den Gottesdienst, bei dem auch zahlreiche Grußworte gesprochen oder verlesen wurden, gab es einen kleinen Empfang.

Der Tag klang mit dem angekündigten Balladenabend aus, bei dem Hans-Georg Dürr in höchst anrührender Weise bekannte und unbekanntedeutsche Balladen vortrug.

Hellmut Klicker, Ashiya/Japan, weist darauf hin, daß das Deutsche Institut für Japanstudien seine Bando-Sammlung unter www.dijtokyo.org ins Netz gestellt habe. Diese sowohl umfassende

wie gelungene virtuelle Ausstellung werde sicherlich für manch einen, der mehr über die Geschehnisse des Ersten Weltkriegs in Ostasien erfahren möchte, von beträchtlichem Interesse sein.

Leserbriefe

Ich habe besonders den Bericht „Das Ende des Zweiten Weltkriegs in vier Momentaufnahmen aus Karuizawa“ gelesen. Ichiban i desu! (Ist erstklassig!) Werde dazu auch noch etwas schreiben, denn die Ansprache des Tenno vom 14. August 1945

haben wir sehr, sehr ähnlich in Ashiya erlebt. Ich war damals 18 Jahre alt. – Außerdem möchte ich dem StuDeO zu der sehr gelungenen Homepage gratulieren.

Friedrich Flakowski, Senden

Das September-Heft von StuDeO war wiederum sehr anregend und informativ. Da mein Vater Bergingenieur war und ich die ersten Jahre meines Lebens auf einer Zeche in Süd-Shantung verbrachte, war der Beitrag von Lothar Herrnkind für mich besonders interessant. Die Hintergründe für die katastrophale Unfallrate im chinesischen Steinkohlenbergbau waren mir so nicht bekannt.

Mein Vater,* der über 40 Jahre im Steinkohlenbergbau in China tätig war, mußte auch immer wieder gegen Nachlässigkeit in Sicherheitsfragen ankämpfen. Ich erinnere mich, daß er jeden Tag

einfuhr, um persönlich die Stollen abzuschreiten und Gefahren aufzuspüren. Die von ihm als Betriebsdirektor geleitete Chung Hsing Coal Mining Co. in Tsaochuang (heute Zaozhuang) galt in den dreißiger Jahren als Musterbetrieb, auch in Bezug auf Sicherheit.

Hellmut Klicker, Ashiya/Japan

* Vgl. Erwin Wickerts Schilderung seiner Begegnung mit Fritz Klicker im Jahre 1936 im Abschnitt „Der König von Zaozhuang“ von „Mut und Übermut. Geschichten aus meinem Leben“

Briefwechsel Peter Cortum – Ann-Christine Kulich anlässlich Aufsatz-Wettbewerb „Mein Leben in Shanghai“

Mölln, 7. Juni 2005

Liebe Ann-Christine !

Nach sorgfältigem Studium Eurer Aufsätze sind wir hier in Deutschland zu dem einstimmigen Ergebnis gekommen, daß Dein Aufsatz in allen Belangen der ausdrucksvollste, inhaltsreichste und einfach beste aller Einsendungen ist und Du damit den Wettbewerb gewonnen hast. Herzlichen Glückwunsch!

Wir danken Dir sehr herzlich für die Mühe, die Du Dir gemacht hast, und können nur sagen: Du hast in Deinem jungen Leben ja schon wirklich viel erlebt.

Hier sehen wir alles immer nur im TV, gestern zum Beispiel im Programm „arte“ vier Stunden lang. Ich war zuletzt vor elf Jahren in Shanghai. Seither hat sich ja alles weiter verändert. Ich habe früher in der „Wuyi Lu“ gewohnt, damals ganz am Rande der Stadt. Als ich dann 1994 plötzlich wieder in meinem Kinderzimmer stand, war ich doch ziemlich gerührt.

Ich würde mich sehr freuen, einmal von Dir zu hören, was Du so weiter machst. Deinen Aufsatz werden wir in einer der nächsten Ausgaben unserer Ostasien-Zeitschrift „StuDeO-Info“ veröffentlichen, wenn Du damit einverstanden bist. Leser sind vor allen Dingen ehemalige Ostasiendeutsche, die wissen möchten, wie sich heute das Leben dort abspielt, denn die meisten haben vor 60 bis 70 Jahren dort gelebt, als noch englischer Linksverkehr war und es Rikschas auf den Straßen gab.

Im Namen aller StuDeO-Freunde danke ich Dir noch einmal recht herzlich.

Peter Cortum aus dem Möllner Wald in Deutschland

Lieber Herr Cortum!

Ganz herzlich bedanke ich mich bei Ihnen für Ihre Großzügigkeit. Ich habe am 1. Juli mein Zeugnis, den Preis und Sommerferien bekommen. Über den Preis habe ich mich ganz besonders gefreut. Der Schulleiter, Herr Dr. Schumann, gab ihn mir vor

allen Schülern bei der Abschlußfeier dieses Schuljahres. Was ich mit dem vielen Preisgeld mache, weiß ich noch nicht. Erstmal spare ich es.

Auch für Ihre nette E-mail möchte ich mich bedanken.



Dr. Schumann, Schulleiter der DSS, nimmt die Preisverleihung vor, 1. Juli 2005

Quelle: Privatbesitz

Natürlich bin ich damit einverstanden, daß der Aufsatz in die nächste Zeitschrift kommt. Vielleicht könnten Sie mir auch eine oder zwei Ausgaben schicken. ...

Meine Mutter und ich fliegen am 18. Juli für vier Wochen nach Deutschland und mein Vater und meine Schwester nach Amerika, weil wir in beiden Ländern Verwandte besuchen möchten.

Wie Sie schon sagten, Shanghai hat sich riesig verändert.

Ich hoffe, daß Sie irgendwann nach Shanghai kommen und unsere Schule besuchen können. Ich würde mich freuen, wenn wir Kontakt halten können.

Nochmals vielen Dank für den Preis und schöne Grüße an Ihre „Kollegen“.

Alles Gute

Christy Kulich (Gu Jia Li)

Ostasien-Runde im „Ni Hao“

Am Sonnabend, dem 22. Oktober, war es wieder so weit, und so trafen wir uns um 12 Uhr mittags zum „Chifan“ und „Wallah-Wallah“ im Hamburger Chinarestaurant „Ni Hao“. – Um die fünfzig ehemalige „Ostasiaten“, eine stattliche Zahl, kamen da zusammen, um ein paar angeregte und gemütliche

Stunden miteinander zu verbringen.

Senior war dieses Mal Gustav Steenken, der als ehemaliger Pekinger Lehrer einmal „die jungen Leute“ sehen wollte. Er brachte 97 Jahre mit. Auch die Vorstandsmitglieder des StuDeO, die mit Blick auf diese Ostasien-Runde ihre Sitzung auf den Tag

zuvor angesetzt hatten, waren fast vollständig erschienen und wurden vom Vorsitzenden, Herrn Dr. Dieter Lorenz-Meyer, vorgestellt.

Man saß an fünf großen Tischen, zumeist gut nach den verschiedenen Herkunftsgebieten gemischt. So ergab sich die willkommene Möglichkeit, sich mit Leuten zu unterhalten, die man noch nicht kannte. Wie bei uns üblich, lief das Treffen bei erheblicher Lautstärke, um nicht zu sagen: unter Löwengebrüll ab, was aber nur von der Mitteilsamkeit jedes einzelnen zeugte. – Erstaunlich auch jetzt wieder, daß

einige Freunde zum ersten Mal den Weg in unsere Runde gefunden hatten.

Das angebotene Essen wurde allseits gelobt, so daß mit dem Wirt die beiden Termine für das nächste Jahr – 1. April und 4. November 2006 – „putty book“ gemacht werden konnten. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß im Restaurant noch gut dreißig weitere Plätze für interessierte Teilnehmer vorhanden sind.

So gegen 15 Uhr verlief sich die Gesellschaft, und im „Ni Hao“ kehrte allmählich wieder Ruhe ein.

Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Wir begrüßen in unseren Reihen als neue Mitglieder:

Rudolf Lenz (Shanghai 1925-1939)

Alfred Zernecke (Tokyo, Kamukura/Japan 1939-1947, 1953-1975)

◆ StuDeO Homepage

Das StuDeO hat inzwischen die Arbeiten an seiner Homepage abgeschlossen. Die Entwickler hoffen auf regen Zuspruch. Die Adresse lautet:

www.studeo-ostasiendeutsche.de

◆ Neues Dollarkonto in den USA

Hilmar Haenisch hat aus persönlichen Gründen gebeten, ihn von allen Aufgaben für das StuDeO zu entbinden. In all den Jahren, in denen er dem StuDeO mit großartigem Engagement zur Verfügung stand, war er ein verlässliches Bindeglied zwischen uns und den Mitgliedern in den USA und in Kanada. Für seinen gewissenhaften Einsatz gilt ihm ein herzlicher Dank. –

Erfreulicher- wie dankenswerterweise hat sich Franz T. Geyling, PhD, PE sofort bereit erklärt, einzuspringen und für das StuDeO ein neues Dollarkonto einzurichten.

Diejenigen Mitglieder in den USA und in Kanada, die ihre Beiträge und/oder Spenden in Dollarwährung entrichten wollen, mögen bitte ihre Schecks ab sofort mit dem Vermerk **Franz T. Geyling / StuDeO** an ihn schicken; Adresse und weitere Angaben auf Seite 2 dieses Heftes. – Für Informationen über StuDeO und den Versand von INFO-Heften steht er nicht zur Verfügung.

Franz T. Geyling wurde 1926 in Tientsin als Sohn des österreichischen Ingenieurs und Architekten Rolf Geyling und seiner Ehefrau Hermine geboren und besuchte die Deutsche Schule Tientsin von 1932 bis 1944, an welcher er auch sein Abitur ablegte. 1947 übersiedelte er von Tientsin nach Kali-

fornien, wo er an der Stanford University studierte und das Ingenieurdiplom (Hoch-, Tief- und Maschinenbau) sowie den PhD in der Fachrichtung theoretische und angewandte Mechanik erwarb. Nach 48 Jahren Tätigkeit in praxisbezogener Forschung und in der Chip-Industrie verbringt Franz T. Geyling nun in Austin/Texas seinen wohlverdienten Ruhestand.

◆ Hüttentreffen

Das nächste Treffen in Achenkirch findet vom **6. bis 14. August 2006** statt.

Anmeldungen bitte bei Rudolf Dunsing,

◆ Archiv

Wieder ist viel Wertvolles ins Archiv gelangt, teils zum Verbleib, teils vorübergehend zum Zwecke des Kopierens und Einscannens. Dafür sei allen



*Neugestalteter Archivraum im Wolfgang Müller Haus,
September 2005*

Einsendern herzlich gedankt. Als besonders bemerkenswert seien erwähnt: Materialien aus dem Besitz von Jost Christ, Manfred Müller, Jutta Röh, Wriedt Wetzels, Ludwig Zumfelde und Henning Blombach. Die Familie Ruck überließ dem Archiv

großzügig einen Teil des gedruckten Nachlasses von Ernst und Irmgard Ruck. Adi Brunner, Eleonore Orth, Wera Schoenfeld und Gustav Steenken ist für ihre besonderen Bemühungen um Ergänzungen des Archivbestands zu danken sowie Marijke Heinze, Tochter von Elisabeth und Fritz Maass, dafür, daß sie das hübsche japanische in „europäischem“ Stil gehaltene Geschirr der Marke William Rae (Tor Road Kobe), das ihre Eltern seit ihrer Zeit

in Shanghai benutzten, dem StuDeO für das Wolfgang Müller Haus übergeben hat. Großer Dank gebührt Karin und Josef Wagner, Tochter bzw. Schwiegersohn der Mitglieder Ursula und Rudolf Jährling, für ihre tatkräftige und fröhliche Hilfe bei Instandsetzungsarbeiten in und um das Wolfgang Müller Haus, das sich nun verschönt präsentieren und mit einem ausgebauten Archivraum aufwarten kann.

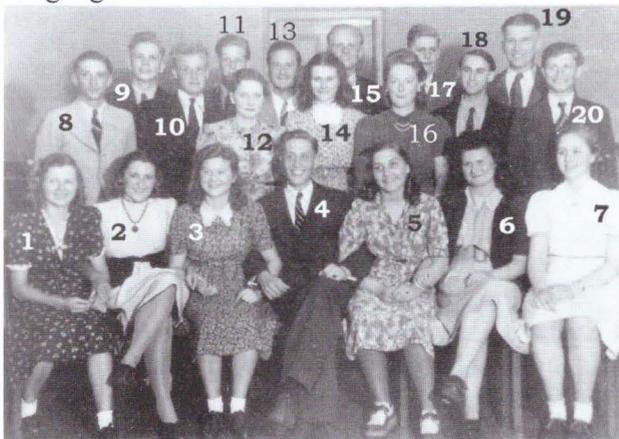
◆ Fotothek

Wiederum wird um Unterstützung gebeten bei der Identifikation von Personen, diesmal auf den beiden nachstehend wiedergegebenen Fotos.



Geburtstag von Lisa Wong (9) am 5. Mai 1942 in Shanghai. Bekannt bisher außerdem: Erika Schuster (1), Barbara Dietrich (2), Lore Heise? (3), Mary? (5), Ingeborg Krener (10), Jutta Schrage (14)

Auskünfte und Hinweise bitte an ******* Eichenau, die gern auch größere Abzüge zur Verfügung stellt.



*Treffen junger Japandeescher aus dem norddeutschen Raum, vordem Kobe und Tokyo, im Wedeler „Hotel Johannsburg“, 22./23. Mai 1949
Quelle: StuDeO-Fotothek (li) P4794, (re) P5211*

(*) Hinweis:** der Klurname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO	2
Grußadresse des Vorsitzenden	3
Reinhard Gilster: Die Weihnachtsbotschaft: „Geschichte einer Schatzsuche“	4
Verstorbene Mitglieder und Freunde	5
Geburtstagsgratulationen	6
Inga Streb: Emma Bormann. Eine österreichische Künstlerin „auf großer Fahrt“ zwischen Ost und West	7
Edward J. Arndt: „Gottes wundersame Wege“. Die Autobiographie von E. L. Arndt	12
Claus Correns: Small Talk. Abends allein und einen alten Freund erzählen hören, 1. Teil	14
Ilse Martin Fang: Erinnerungen an meine Zeit in Peking Juni 1941 bis August 1946	18
Inge Huetter: Erinnerungen an das Lager Kiangwan bei Shanghai	21
Ursula Schrewe: Als mich die Götter riefen. Ein Traum wurde wahr	24
Ann-Christine Kulich: Mein Leben in Shanghai	26
Renate Jährling: Buchempfehlungen	28
Vermischtes: Zuschriften – Leserbriefe – Briefwechsel anlässlich Aufsatzwettbewerb – Ostasien-Runde im „Ni Hao“	31
Vereinsnachrichten	33

„Ostasien-Runden“ in Hamburg

Als Termine bitte vormerken:

Sonnabend, 1. April 2006, 12.00 Uhr
und
Sonnabend, 4. November 2006, 12.00 Uhr

im Chinarestaurant „NI HAO“
in der Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldungen bitte bis spätestens
eine Woche vorher bei
Peter Cortum

Chinarunde München

Die Termine im nächsten Jahr:

Samstag, 4. März 2006
Samstag, 11. November 2006
um 12 Uhr im

China Restaurant CANTON

Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:

Marianne Jährling

Renate Jährling ***

**Ostasiendeutsche/-freunde
von überall herzlich willkommen!**

Old China Hands

Grand World Wide Reunion

vom 10. bis 13. September 2006
in Portland, Oregon USA

Bei Interesse wende man sich bitte an

Ed Immergluck,

Schloß Kölzow in Mecklenburg



bietet schönen Rahmen für Begegnung und
Erholung inmitten heiler Natur. – Für StuDeO
Mitglieder 20 % Nachlaß bei Verfügbarkeit.

Detlef und Ute von der Lühe
(früher Hongkong, Tokyo, Tianjin)

info@schloss-koelzow.de
www.schloss-koelzow.de

Wolfgang Müller Haus

Machen Sie Urlaub in der kleinen Gemeinde
Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herr-
licher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen
finden Sie ringsum. In unmittelbarer Nähe, nur
ein paar Autominuten entfernt, liegt der Teg-
ernsee.

Wenn es regnet oder stürmt, bieten Bücher
und Spiele sowie eine Stereoanlage sicherlich
willkommene Möglichkeiten zur Muße.

Wenn Sie im dortigen Archiv recherchieren,
genießen Sie zugleich ein paar ruhige Tage.
Der Unkostenbeitrag beträgt pauschal 25,00 €
pro Tag.

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an
Renate Jährling oder *** (siehe Sei-
te 2).

